

trinitarisch-christologisches Operationsmodus spezifiziert und den Wert wahr mit dem Wert „in Liebe“ verbunden zu sehen. Die vorgeschlagene Zweicodierung ermöglicht es, die Analogie mit der Evolution des gesellschaftlichen Funktionensystems Wissenschaft zu erkennen. Die Zweicodierung durch Code der Moral ist damit durch die Unterscheidung des Wandels in bzw. einer Wahrheit ersetzt.

Das Vorgeschlagene ist letztlich nur ein Schema, dessen Nützlichkeit zu erproben wäre. Die angeführten Beispiele sollten zeigen, wie sich das Schema in der Kirchenentwicklung gebrauchen lässt, besonders in Bezug auf Probleme der reformatorisch-erwachen und ökumenischen Bewegungen. Jedenfalls scheint es mir belegt, dass Luhmanns Evolutionstheorie für die Entwicklung des Christentums und speziell der christlichen Traditionen durch vorgeschlagene Modifizierungen vom grossen Nutzen ist.

## Die Codierung des Christentums

Versuch einer formlogischen Entfaltung

Johann Hafner

Die folgenden Überlegungen sind der Versuch, eine allgemeine Struktur der christlichen Religion zu beschreiben. Sie soll so abstrakt sein, dass sie möglichst viel aus der konfessionellen und historischen Vielfalt und – wo möglich – Parallelen aus anderen Religionen einfängt. Eine solche Beschreibung kann und will keine empirische Deskription sein, sondern trägt den Charakter einer Unterstellung, zu der illustrierende Beispiele aus der Christentums- und Theologiegeschichte herangezogen werden. Der Mehrwert liegt darin, religiöse Kommunikation in einer abstrakten Logik darzustellen, um sie als Entfaltung basaler Annahmen zu verstehen. Ich greife hierzu auf Niklas Luhmanns Religionstheorie und Spencer Browns Formenkalkül zurück und versuche, sie weiter zu führen.

Nicht alles logisch Denkbare lässt sich in sozial Kommunizierbares übersetzen, aber beides hat Schnittmengen. In diesem Feld sollen traditionelle religiöse Motive wie Schöpfung, Himmel, Ritual, Seele, Askese, Engel, Erlösung, Offenbarung, Gott, Gebet in einen strukturellen Zusammenhang gebracht und verschiedene Niveaus von Transzendenz unterschieden werden.

Der Versuch, eine allgemeine Logik des Religiösen und des Christentums im Speziellen zu formulieren, ist wie jede Abstraktion dem Willkürverdacht ausgesetzt. ‚Die Religion‘ gibt es so wenig wie ‚das Christentum‘ oder ‚das Gebet‘, sondern ist ein Konstrukt der Betrachter. Diese wenig originelle Einsicht verhindert, dass ein Begriff deshalb verwendet wird, nur weil er sich historisch durchgesetzt hat. Sie darf aber nicht verbieten, dass man mit Abstrakta arbeitet. Jeder Begriff könnte durch historische Analyse soweit aufgelöst werden, dass er in ein Feld von datierbaren Einzelphänomenen mündet, deren Zusammenhang dann als künstlich und gewaltsam erscheint. Wer sich nur auf Einzelphänomene beschränkt und diese nur individuell beschreibt, bleibt bei der

Nacherzählung stehen. Doch selbst eine Mikroanalyse würde nicht ohne Worte auskommen, mit denen sie Verschiedenes beschreibt und Einzelnes generalisiert. Auch wenn sie von ‚Kultur‘, ‚überempirischen Akteuren‘ und ‚Ritualtradition‘ spricht und damit weniger belastete Begriffe verwendet, greift sie auf Latinismen, also europäische Kategorien zurück, die noch abstrakter sind als die vermiedenen Begriffe.

Abstraktionen sind unumgänglich. Es kommt nur darauf an, sie variabel zu halten. Sie sollen – anders als Definitionen – keinen fest umrissenen Geltungsbereich haben, sondern dürfen an ihren Rändern ausfransen. Daher werden sich immer Mischformen und Gegenbeispiele finden lassen. Der Anspruch einer allgemeinen Logik ist es nicht alles zu erklären, sondern Grundzüge aufzuzeigen, die material und historisch weit auseinander Liegendes als Phasen einer Entwicklung oder Teile eines Systems verständlich machen. Dieser Anspruch wäre totalitär, wenn er ein Ganzes voraussetzte und das einzelne einpasste. Stattdessen soll nur ein einfacher Satz vorausgesetzt werden: Triff eine Unterscheidung!

### I. Vorfragen

Bevor nach einem Code des Christentums gesucht wird, muss geklärt werden, ob Codierungen stets vorlagen und welche Form sie haben.

#### 1. Wie findet man Codierungen?

In funktional ausdifferenzierten Systemen hat Luhmann zweiwertige Codes identifiziert, und seine Begriffspaare (Recht/Unrecht, Lob/Tadel, Wahrheit/Unwahrheit) haben in vielen Darstellungen geradezu kanonische Stellung erlangt. Wie steht es aber mit Religionen, die lange vor der Moderne entstanden sind und im Falle des Christentums Teil einer Gesellschaftsformation waren, in der Bilder der Kaiserfamilie und der Götter nebeneinander in den Kastellen aufgestellt waren, in der Politik, Recht und Religion so eng miteinander verknüpft waren, dass sie nicht als Eigenbereiche darstellbar sind? Eignen sich dann nur solche Formationen, in denen Religion sich als eigener Bereich behauptet hat? Aber Religionswissenschaft ist keine Ornithologie, in der der Gegenstandsreich empirisch umgrenzt ist. Sie ist auch nicht Philosophie, die ihre Gegenstände im Vollzug des Denkens erst gewinnt. Religionswissenschaft

steht in der Verlegenheit, auf das Thema ‚Religion‘ bezogen zu sein, ohne dass der Gegenstand eindeutig definiert ist, eine Verlegenheit, die sie mit anderen Kulturwissenschaften teilt. Ein Religionswissenschaftler ist nicht darauf angewiesen, dass bereits explizite religiöse Selbstunterscheidungen vorliegen; es reicht, wenn die Funktion des Religiösen nachweisbar ist. Allerdings zeichnen sich Funktionen gerade dadurch aus, dass sie über einen materialen Gegenstandsbereich hinausweisen, indem eine nicht-intendierte Wirkung zu einer Handlung in Beziehung gesetzt wird. Sie beschreiben etwas anderes als den Zweck, den eine Gemeinschaft durch bestimmte Handlungen zu erfüllen sucht. Ein Opferritus zur Besänftigung der Götter kann von außen als Funktion der Sozialintegration gedeutet werden. Formal kommen als Funktion alle Zustandsveränderungen in Frage, die irgendeine Korrelation mit der beobachteten Handlung aufweisen. Auch Ressourcenverteilung könnte eine Funktion von Opferriten sein. Damit aber Funktionen ihre Erklärungskraft behalten und nicht in Beliebigkeit absinken,<sup>1</sup> kann ein Beobachter sie einschränken und *religiöse* Funktionen bestimmen. Luhmann geht diesen Schritt, wenn er die Bestimmung des Unbestimmbaren oder die Paradoxie-Entfaltung als Funktionen des Religionssystems und speziell des Religionssystems benennt. Wer dies tut, muss sich die Frage gefallen lassen, wie die Unterscheidung von allgemeinen und religiösen Funktionen gewonnen wird. Luhmann würde antworten, dass es keine allgemeine Funktion gibt,<sup>2</sup> sondern jedes System seine eigenen Funktionen erfüllt. Der Religionswissenschaftler gerät damit in eine grundlegende Selbstbezüglichkeit: Wer zur Aufklärung religiöser Traditionen bestimmte Funktionen als religiöse identifiziert, tut dies bereits

<sup>1</sup> Prinzipiell neigt der Bestandsfunktionalismus zur Inflation: Sozialintegration kann wiederum als Funktion des Gattungserhalts und dieser wiederum als Funktion des Biosphärenleichgewichts interpretiert werden usw. Am Ende stünden dann philosophische Abstrakta wie die Selbstidentität alles Seienden. Zum diesem Problem vgl. Hafner, Johann: Funktionalisierung von Religion. Eine Auseinandersetzung mit Luhmanns Religionstheorie, in: Raters, M. (Hg.): Wozu Religion?, Alber: Freiburg/München 2015, 82-105.

<sup>2</sup> Allgemeine Funktionsbestimmungen würden einen Gesamtbeobachter voraussetzen, der Übersicht über alle Systeme besitzt. Jedes System – besonders die Wissenschaft – beansprucht, eine solche Übersicht zu haben.

im Rück/Vorgriff auf religiöse Traditionen. Er bleibt stets auf die Selbstdefinition eines Systems angewiesen.<sup>3</sup> Sie geschieht maßgeblich über Codes, durch welche alle Kommunikationen eines Systems auf für Nicht-Teilnehmer unterscheidbar werden. Wollte man eine allgemeine Funktion formulieren, läge sie darin, sich – auf je systemeigene Weise – unterscheidbar zu machen. Die Selbstdefinition durch Codes führt zwar zur Spezialisierung, nicht aber zur Schließung eines Systems. Über den Code Zahlen/Nichtzahlen und das Medium Geld kann jeder alles kaufen, ohne den Wert von einzelnen Tauschwaren taxieren zu müssen. Über den Code Transzendenz/Immanenz und das Medium Glaube kann jeder Erlösung erwarten, ohne die Wirkung von einzelnen Opfergaben testen zu müssen. Je generalisierter ein Medium ist, desto freier verwendbar ist es; und das System ist desto profilierter, je mehr es die Inflation des verwendeten Mediums kontrolliert. Wo Geld nachgedruckt wird oder jeder behaupten kann, er habe Gott gesehen, nimmt die Brauchbarkeit als *Kommunikationsmedium* ab.<sup>4</sup> Daher müssen religiöse Formen immer auch speziell und an Bedingungen gebunden bleiben.<sup>5</sup>

Somit sind drei Funktionstypen voneinander zu unterscheiden: erstens der explizite Zweck, auf den eine religiöse Handlung abzielt (systemische Perspektive); zweitens die abstrakt-allgemeine Funktion, auf die ein beliebiger Außenbeobachter eine religiösen Handlung beziehen kann (etische Perspektive); drittens die spezielle Funktion, die ein Außenbeobachter mit Bezug auf das religiöse System zuschreiben kann (ethische Perspektive mit Blick auf die systemische Perspektive). Will man die Codierung einer Religion beschreiben, darf man sich weder auf die selbstgesetzten Zwecke einer Religion beschränken noch bei einer

<sup>3</sup> „Wir schreiben nicht vor, wir nehmen hin, was sich selbst als Religion beschreibt.“ Luhmann, Niklas: *Die Religion der Gesellschaft*, Suhrkamp: Frankfurt am Main 2000, 58.

<sup>4</sup> Umgekehrt gilt, dass starke Deflation ein System behindern kann, weil dies nur mittelbare Beteiligung zulässt. Wo die Kultfähigkeit auf den Herrscher beschränkt wird, können andere zwar für dessen Wohlergehen sorgen, haben aber keinen direkten Zugang zum Transzendenten.

<sup>5</sup> Daneben gibt es vielerlei bedingungsarme religiöse Motive wie den Weihnachtsmann, religiöse Grußfloskeln oder zivilreligiöse Gottesbezüge. Sie kursieren wie Geld, für das man nichts kaufen kann. Es macht keinen Unterschied, wenn man sie weglässt. Mit anderen Worten: Sie lassen sich nicht programmieren. S.u. IV.5.

vermeintlich allgemeinen Funktion der Bestandserhaltung stehenbleiben, sondern muss die spezielle Art und Weise betrachten, mit der sich ein System vor anderen Systemen zu profiliert. Weil ‚Religion‘ durchweg segmentär differenziert ist, – d.h. nicht in einer generalisierten Form, sondern in verschiedenen Religionen vorkommt, von denen sich jede als vollständige Repräsentationen des Religiösen verstehen –,<sup>6</sup> muss eine funktionale Betrachtung die spezielle Art und Weise der Codierung berücksichtigen, mit der eine Religion die religiöse Funktion erfüllt.

Auf unser Thema angewendet heißt das: Man muss religiöse Codierungen nicht erst in der ausdifferenzierten Moderne erwarten, man kann sie schon früher finden, nämlich dort, wo sich spezielle religiöse Funktionen nachweisen lassen, die selbst schon ihre Medien kontrollieren.<sup>7</sup> So können Opferriten zur Beeinflussung von unvertrauten Kräften bereits als ‚religiös‘ betrachtet werden, auch wenn sie vage Vorformen von dem bilden, was in der Moderne als Religion gilt. Freilich wird man damit den jeweiligen historischen Situationen nie ganz gerecht, weil die Betrachtung von der entfalteten Form von Religion ausgeht und deren Vorformen sucht, aber anders geht es nicht. Die Moderne ist eben der hermeneutische Ort, von dem aus wir die Geschichte betrachten.

## 2. Welche Form haben Codierungen?

Zweite Frage: Sind Unterscheidungen, mit denen sich eine Gruppe von anderen Gruppen unterscheidet, stets *zweiwertige* Codierungen? Kulminieren reflexe Religionen (s. u. IV.6) nicht meist in einem höchsten Einheitsbegriff, vor dem alle Unterscheidungen gegenstandslos werden sollen? Der Buddhismus versteht sich als Loslösung von der Unterscheidung zwischen Selbst und Welt, und der biblische Gott wird vorgestellt als ein Wesen, das vor der Erschaffung von Licht und Fins-

<sup>6</sup> Vgl. Luhmann: *Die Religion der Gesellschaft*, 341-347.

<sup>7</sup> Religion entsteht nicht irgendwann, weil „es immer schon Religion gibt. [...] Selbst wenn es sich um den take-off eines autopoietischen Systems handelt, das sich operativ und semantisch schließt, muß der vorherige Zustand für das System als Religion interpretierbar sein.“ Luhmann: *Die Religion der Gesellschaft*, 348.

ternis war. Weniger reflexive Religionen wie die germanische Kosmologie in der Snorra-Edda<sup>8</sup> wiederum verwenden Mehrfach-Schemata, um die Welt zu bezeichnen. Es ist also keineswegs ausgemacht, dass eine Codierung immer aus binären Schemata besteht. Allerdings sind binäre Schematismen allen anderen Unterscheidungen gegenüber privilegiert, weil sie auf der einfachsten Logik von Annahme und Ablehnung aufbauen. Sie bestehen materialiter aus *einem* Begriff, der formaliter nach zwei Seiten hin entfaltet wird: was er ist und was er nicht ist. Daher enthalten stabile Codes einzig und allein zwei Werte, die jeweils die Negation des anderen darstellen, z.B.: Recht ist nicht Unrecht und Unrecht ist nicht Recht. Für die Religion: Irdisches ist nicht das Über-Irdische und dieses ist nicht irdisch. Codes teilen nicht eine vorfindbare Welt nach bestimmten, additiv erweiterbaren und aus der Welt entlehnten Gattungen ein,<sup>9</sup> sondern erzeugen die Welt als Differenz von System

<sup>8</sup> Welt der Asen/Götter (Asgard), die von Menschen bewohnte Welt (Midgard), die Welt der Eisriesen (Niflheim), daneben noch Orte für Wanen, Feuerriesen, Elfen und Zwerge. Alle stammen vom Urriesen Ymir ab, der selbst aus verschiedenen Elementen entstanden ist. Vgl. Snorri Sturluson: Gylfaginning. Texte, Übersetzung, Kommentar von Gottfried Lorenz, Wissenschaftliche Buchgesellschaft: Darmstadt 1984. Inwiefern die Mehrfachunterscheidungen (mehrere Welten) auf eine Anfangsunterscheidung (Entstehungsmythos) zurückgeführt werden oder diese ein spekulativer Hintergrund bleibt, hängt vom Systematisierungswillen in einer Religionsgemeinschaft ab. Unvorsichtig lässt sich formulieren: Je weniger eine Religion auf den Ursprung der vorgestellten Welten reflektiert, desto mehr sind es.

<sup>9</sup> Kant kritisierte die aristotelische und scholastische Aufzählung von Kategorien als der obersten Gattungsbegriffe als willkürlich (Kant, Immanuel: Kritik der reinen Vernunft, Akademie-Ausgabe, Bd. III, 93) und beanspruchte für sein Werk die „vollständige Herzaählung aller Stammbegriffe“ (KrV AA III, 44). Kategorien bringen nicht – wie geläufige Begriffe – verschiedene Vorstellungen von Gegenständen unter einen Begriff, sondern sind *reine* Verstandesbegriffe, d.h. sie leiten an, wie dieses Zusammenfassen „Synthesis“ unabhängig von jedem Inhalt geschieht. Kant hatte bereits begonnen, seine Kategorien als Duale, als sich zunächst ausschließende Alternativen zu formulieren: Substanz/Akzidens, Ursache/Wirkung, Möglichkeit/Unmöglichkeit (ähnlich in der Gruppe „Quantität“, wo Einzelkategorien „Einheit“ und „Vielheit“ Alternativen bilden). Kants Tafel von zwölf Kategorien ist nicht homogen, sondern lässt sich in eine Gruppe (Relation und Modalität) gliedern, die sich auf die Existenz der Gegenstände bezieht, und eine weitere Gruppe (Quantität und Qualität), die sich auf die Gegenstände der Anschauung bezieht. Wollte man einen Vorläufer für Luhmanns Codes suchen, muss man ihn zunächst in der zweiten Gruppe „Qualität“ suchen. Auch Systeme beziehen sich nicht auf vorfindliche Gegenstände, sondern sortieren ihre Umwelt nach Reichweite und Relevanz. Dabei prüfen sie, ob eine Irritation bestätigt oder übergangen wird (Kants Kategorie „Realität“ und „Negation“). Erst die Verbindung von Realität und Negation ergibt den einsatzbereiten, definierten, „limitierten“ Begriff

und Umwelt, indem sie Unterscheidungen eintragen, mit Hilfe derer ein System seinen Arbeitsbereich definiert.<sup>10</sup> Man kann auch umgekehrt formulieren: Sie konstituieren das System, das mit ihnen arbeitet. Sie nehmen damit eine Funktion ein, die bei Kant von der transzendentalen Apperzeption (Einheit des Bewusstseins aller Erkenntnisakte durch eine vorgängige Synthesis)<sup>11</sup> erfüllt wird: Jede Kommunikation muss von dieser Erstunterscheidung begleitet werden können.

### 3. Wann treten Codierungen auf?

Es bleibt die Frage, ob man Codes bereits in der Vormoderne suchen darf, wenn sie doch ein Merkmal moderner ausdifferenzierter Systeme sind. In der Tat ist der Codebegriff nicht uneingeschränkt auf die Religionen der Antike anwendbar, weil dort die gegenseitige Begrenzung und Beobachtung von Teilsystemen mittels eigener Codes nicht gegeben war. Aber: Auch wenn Religion nicht als eigenes System institutionalisiert war, so spielten religiöse Kulte doch eine Vorreiterrolle.<sup>12</sup> Zum

(Kants „Limitation“). Alles im System Relevante führt den Schatten ausgeschiedener Negation weiterhin mit sich.

Die Codierung des Religionssystems unterscheidet sich von der allgemeinen Codierung, indem sie – greift man auf Kant zurück – die Kategorien der „Modalität“ (möglich/unmöglich, wirklich/nichtseiend, notwendig/zufällig) ins Spiel bringt. Religionen sind Perspektiven auf die Welt, als ob sie anders möglich wäre. Die religiöse Codierung unterscheidet also die Welt nicht nur gegenüber einer überempirischen Welt, sie behauptet auch, dass die Möglichkeit einer zweiten Welt notwendig zugleich ihre Wirklichkeit (nicht nur leere Möglichkeit) ist. Was sonst wie zwei kontingente Begriffe (diesseitige und jenseitige Welt) nebeneinander stehen würde, wird zu einer Nicht-Kontingenz/Absolutheit verbunden.

Freilich sind Kants Kategorien von Luhmanns Codes unterschieden, weil jene aus dem Urteilsvermögen des Verstandes notwendig deduziert werden und diese aus der Beobachtung von kontingenten Funktionssystemen. Dennoch haben beide gemeinsam, dass sie vorgelagerte logische Strukturen bilden, jede Urteilsbildung bzw. Unterscheidung steuern. Sie müssen nicht auf Gegenstände zielen oder als materiale Begriffe vorkommen.

<sup>10</sup> Zum Unterschied von ‚Einteilung‘ und ‚Unterscheidung‘ siehe Luhmann, N.: Die Ökologie des Nichtwissens, in: ders.: Beobachtungen der Moderne, Westdeutscher Verlag: Opladen (3. Auflage) 2006, 149-220.

<sup>11</sup> Vgl. Kant: KrV AA III, 112.

<sup>12</sup> „Viel früher als in anderen Bereichen (aber deshalb auch prekärer) scheint sich in Religionsfragen eine Differenzierung von Codierung und Programmierung eingespült zu haben.“ Luhmann, Niklas: Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen?, Westdeutscher Verlag: Opladen 1986, 184.

Beispiel diene Religion in der schichten- und völkerdifferenzierten Gesellschaft des römischen Reiches dazu, die Verschiedenheiten in einer Hierarchie zusammenzuhalten. Über der Vielzahl der Kulte stand eine Reichsreligion, die jedem, ob Senator oder Sklave, spezifische Sittlichkeitsanforderungen zuwies. Das unlösbare Problem war stets, dass diese übergeordnete Ordnungsfunktion nicht selbst in der Ordnung lokalisiert werden kann, sonst müssten alle Götter Schichtengötter sein. Man benötigte also eine symbolische Zentralisierung. Der Kaiserkult, d.h. die Verehrung des Herrschers (und seiner Familie) als Gott, erfüllte diese Funktion.<sup>13</sup> Unterhalb des *dominus*-Titels<sup>14</sup> bestand relative Bezeichnungsfreiheit. Die Zuschreibung göttlicher Attribute erfolgte weniger aufregend als weithin angenommen, weil vieles *divinus* sein konnte.<sup>15</sup> Der Kaiserkult war weder selbst ein Monotheismus noch verpflichtete er zum Monotheismus, aber der Kaiser musste in seiner Funktion als Garant von Frieden und Stabilität vor allem bei Festspielen geehrt (nicht geglaubt) werden. Das Opfer (Programm) für den Herrscher folgte nicht dem Code ‚religiös/areligiös‘, sondern der Unterscheidung loyal/illoyal.

Politisches und Religiöses sind hier nicht zu trennen. Die römische ‚Religion‘ hat sich selbst nicht als solche erkannt. Dazu bedurfte es eines zweiten Kults, der sie in Frage stellte. Anstatt den Kaiserkult als profan bürgerliche Pflicht zu sehen, hat einer der orientalischen Kultimporte, das Christentum, in ihm eine Konkurrenz gesehen. Und zwar deshalb, weil dieses sich selbst als universal und schichtenunspezifisch verstand, also auch die Staatsgötter der Letztverehrung des einen eigenen Gottes unterordnete. Das Christentum differenzierte zwischen religiöser und nicht-religiöser Verehrung. Es ist wahrscheinlich, dass erst in Konkurrenzsituationen, wo richtiger und falscher Kult (Programme) voneinander und beide von einem darüber liegenden Letztbegriff ‚Gott/Gottlosigkeit‘

<sup>13</sup> Vgl. Clauss, Manfred: Kaiser und Gott. Herrscherkult im römischen Reich, Teubner: Stuttgart/Leipzig 1999, 473.

<sup>14</sup> Vgl. Klauck, H.-J.: Die religiöse Umwelt des Urchristentums, Bd. 2: Herrscher- und Kaiserkult, Philosophie, Gnosis, Kohlhammer: Stuttgart/Berlin/Köln 1996, 73.

<sup>15</sup> „Der Genius, der Heros, der Stifter einer neuen Schule, der den sicheren Weg zur *vita beata* zu zeigen verhiess, der Kaiser, der Philosoph [...], schliesslich der Mensch, sofern ihm der *nous* einwohnt – sie alle konnten irgendwie als *theoi* betrachtet oder es konnte ihre *theopoiësis* ins Auge gefasst werden, so dehnbar war dieser Begriff.“ Harnack, A. v., Lehrbuch der Dogmengeschichte. Bd. 1: Die Entstehung des kirchlichen Dogmas, Darmstadt 1964, 139 Anmerkung 1.

keit‘ (Code) unterschieden werden, die Codierung einer Religion vorliegt.

## II. Formgesetze

In einem ersten Durchgang wird das logische Instrumentarium erläutert, mit dem die religiöse Grammatik des Christentums später nachvollzogen wird. Zunächst kommt es darauf an, eine Beschreibung zu wählen, die so abstrakt ist, dass sie nicht nur auf eine bestimmte Religion zutrifft, und die biegsam ist, dass mit ihr bestimmte Religionen dargestellt werden können. Ich greife – Luhmann folgend – auf die „Gesetze der Form“ von George Spencer Brown zurück.<sup>16</sup> Dieses Werk baut sich aus nur einem einzigen Zeichen (*signal, token*) auf, der Markierung „ $\lceil$ “. Jede Markierung unterscheidet den Raum, in den es eingefügt wird, in zwei Räume: an seiner konkaven, einschließenden Seite einen „inner space“, welcher einen „content“ enthält, und auf der anderen, konvexen Seite den ausgeschlossenen Raum. Dieser ist leer und wird bei Spencer Brown mit Leerschritten „ $\lceil$ “ symbolisiert. In Rechnungen werden der *marked space* mit „m“ und der *unmarked space* mit „n“ wiedergegeben.<sup>17</sup> Beide zusammen bilden die Form „ $\lceil$ “ des Unterscheidens schlechthin, die „erste Unterscheidung“. Sie ist das bleibende Problem.

### 1. Kondensation und Aufhebung

Das Zeichen kann auf zwei Weisen in sich selbst hineinkopiert werden: Entweder man fügt ein zweites Zeichen *an* (auf der rechten Seite)

<sup>16</sup> Vgl. Spencer Brown, George: Laws of Form, London 1969 (im Folgenden abgekürzt mit LoF). Der Import nicht-religiöser Logiken ist keineswegs neu, sondern steht in einer langen Tradition der Selbstbeschreibung des Christentums: Augustinus greift mit *visibilis/invisibilis* platonische Kategorien auf, Thomas geht mit *actus/potentia* auf Aristoteles zurück, Schleiermacher mit Subjekt/Natur auf die Transzendentalphilosophie.

Zu „Laws of Form“ vgl. v.a. Schönwälder, Tatjana/Wille, Katrin/Hölscher, Thomas: George Spencer Brown. Eine Einführung in die ‚Laws of Form‘, Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden 2004, darin v.a. 231-256; Baecker, Dirk (Hg.): Kalkül der Form, Suhrkamp: Frankfurt am Main 1993.

<sup>17</sup> Also „ $m \lceil = n$ “ oder „ $n \lceil = m$ “.

oder man fügt es in die linke Seite *ein*. Hierfür hat Spencer Brown zwei Rechenkonventionen festgelegt: Der erste Fall ist eine Wiederholung (*recalling*) und fügt der ersten Markierung nichts hinzu: „ $\uparrow \uparrow = \uparrow$ “ (Axiom 1: Kondensieren). Der zweite Fall (*recrossing*) ist die Rückkehr der Unterscheidung zum Ausgangszustand und hebt die erste auf: „ $\uparrow \uparrow = \text{“}$ “ (Axiom 2: Aufheben).<sup>18</sup> Weil die Gleichungen auch rückwärts zu lesen sind, kann man „ $\uparrow$ “ endlos zu „ $\uparrow \uparrow \uparrow \dots$ “ erweitern bzw. können „ $\uparrow \uparrow$ “ aus dem Nichts beliebig hervorgehen.<sup>19</sup> Umgekehrt kann man Reihen „ $\uparrow \uparrow \uparrow \dots$ “ zu „ $\uparrow$ “ reduzieren, und verschachtelte<sup>20</sup> Formen wie „ $\uparrow \uparrow \uparrow$ “ zu „ $\uparrow$ “ kürzen (bzw. alle geradzahigen Schachtelungen „ $\uparrow \uparrow \uparrow \uparrow$ “ zu „ $\text{“}$ ). Mit diesen einfachen Schritten baut Spencer Brown eine sehr komplexe Algebra auf, deren Gleichungen sich aber stets auf „ $\uparrow$ “ oder auf „ $\text{“}$ “ (bzw. „*m*“ oder „*n*“) zurückführen lassen.<sup>21</sup>

Philosophisch bedeutsam ist der Verzicht dieser Logik auf Grundwerte wie ‚wahr‘ und ‚falsch‘. „ $\uparrow$ “ besitzt keinen Vorzug vor „ $\text{“}$ “, weil es wahrer oder seiender wäre, es meint schlicht ‚Hier wurde eine Unterscheidung getroffen‘,<sup>22</sup> während „ $\text{“}$ “ bedeutet ‚Hier wurde keine Unterscheidung getroffen‘. Man kann freilich fragen, ob die mathematische

<sup>18</sup> Zur Verdeutlichung: Zweimal Licht-ansalten ist wie einmal Licht-ansalten (Kondensation). Einmal Licht-ansalten und es wieder ausschalten ist wie Nicht-ansalten (Aufhebung). Noch einfacher: Doppelte Bejahung ist Kondensation; doppelte Verneinung ist Aufhebung. Das ist eine Festlegung, die nicht mathematisch begründet werden kann, sondern alle Rechenoperationen, die das beweisen wollen, prägt. Wer sie nicht übernimmt, für den sind alle Entfaltungen sinnlose Zeichenreihen. Spencer Brown wendet sie auch auf die Operatoren zwischen den Rechenschritten an: „ $\rightarrow$ “ und „ $\leftarrow$ “ stehen je nach Leserichtung für „is changed to“. Entsprechend gilt „ $\rightarrow \rightarrow = \rightarrow$ “ (Kondensation) und „ $\rightarrow \leftarrow = \text{“}$ “ (Aufhebung). Vgl. LoF 8, 12, 36.

<sup>19</sup> Alles ist erlaubt, es sei denn es ist verboten (= Erste Regel). Vgl. LoF 3.

<sup>20</sup> Mit „Verschachteln“ meine ich das Einfügen einer Unterscheidung in den *marked space* „*m*“ einer Unterscheidung (Die Häufigkeit dieser Einfügungen nennt Spencer Brown „Tiefe/depth“). Hier gilt das Gesetz der Aufhebung. Fügt man eine Unterscheidung in den *unmarked space* „*n*“ einer Unterscheidung ein, ist sie eine neue Unterscheidung, und es gilt das Gesetz der Kondensation.

<sup>21</sup> Ersetzt man Terme durch Variablen „*a*“, „*b*“, „*c*“ ..., ergeben sich Theoreme der zweiten Ordnung: Jeder Ausdruck kann auf eine Tiefe von zwei Unterscheidungen „ $\uparrow \uparrow$ “ reduziert werden, wobei eine Variable nie öfter als zweimal vorkommt. Vgl. LoF 40f.

<sup>22</sup> Vgl. LoF 69: „The first, or explicit, reference is to the value of a side, according to how it is marked. „ Spencer Brown will keine Aussagen über Seiendes machen, sondern führt Sein auf Wahrheit, Wahrheit auf Bezeichnung, Bezeichnung auf Form und

Logik sich in die Lebenswelt übertragen lässt. Anders als in der Mathematik, die klar zwischen beiden Zuständen unterscheiden kann, hat das psychologische und soziale Unterscheiden das Unbezeichnete wenigstens als das Übersehene ‚im Blick‘ wie den nichtbewussten Rand des Gesichtsfeldes, wie die lose Assoziation der Idee, wie das Appräsente neben dem Repräsentierten. Lebensweltliches schleppt das Ausgeschlossene irgendwie mit als Ahnung, was man noch sehen könnte, wenn man sich ihm zuwenden würde.

## 2. Re-entry

Weil Luhmanns ostinate Formulierung „Wiedereinfügen einer Unterscheidung in eine Unterscheidung“<sup>23</sup> unscharf ist, führt dies leicht zum Missverständnis. Das Zeichen „ $\uparrow$ “ bedeutet nur die einfache Aufhebung der Unterscheidung und hat direkt den *unmarked space* zum Resultat. Ein *re-entry* im Sinne Spencer Browns liegt erst dann vor, wenn eine unendliche Reihe von Unterscheidungen in eine Formgleichung eingefügt wird.<sup>24</sup> In einem weiteren Sinne kann man dennoch von einem *re-entry* ganz zu Anfang sprechen, weil das Aufmalen eines „ $\uparrow$ “ auf ein

diese auf „void/Leere“ zurück. Die Formen bilden allenfalls „precursors“ von Sein. Vgl. LoF 101.

<sup>23</sup> Luhmann, Niklas: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie, Suhrkamp: Frankfurt am Main (4. Auflage) 1999, 230, 660. Der *re-entry* bildet den Abschlussgedanken des gesamten Buches.

<sup>24</sup> Vgl. LoF 56. Das Ausgangsproblem für den *re-entry* ist Unabschließbarkeit. Der Ausdruck „ $\overline{a|b}$ “ kann endlos um „ $\overline{a|b|a|b}$ ...“ erweitert und dann zu „ $\overline{a|b|a|b|a|b}$ ...“ zusammengefasst werden. Mit der Oszillation lässt sich rechnen, wenn man die infinitesimale Reihe „ $\overline{a|b|a|b|a|b}$ ...“ als Funktion begreift und in den Anfangsterm „ $\overline{a|b}$ “ wieder einsetzt, was „ $\overline{f|a|b} = f$ “ ergibt.

Oszillationen treten auf, wenn die zwei Seiten wechselseitig aufeinander verweisen, wie im Paradox „Dieser Satz ist falsch“. Wenn das Prädikat wahr ist, dann ist der Satz falsch, dann ist das Prädikat falsch, dann ist der Satz wahr, dann ist das Prädikat wahr ...

Spencer Brown hat ein ähnliches Problem in Kapitel 6 entfaltet. Wenn man die Rechenoperatoren „ $\rightarrow$ “ und „ $\leftarrow$ “ wie Rechenzeichen behandelt, verlieren sie ihre Richtung. Die Reihe „ $\rightarrow \rightarrow \leftarrow$ “ kann entweder zu „ $\rightarrow \leftarrow$ “ und dann zu „ $\text{“}$ “ zusammengefasst werden *oder* zu „ $\rightarrow$ “, je nachdem, ob man sie von links nach rechts (Kondensation + Aufhebung) oder von rechts nach links (Aufhebung) auflöst. Vgl. LoF 37. Um Inkonsistenz zu vermeiden, muss eine Richtungsangabe in die Richtungsrechnung eingefügt werden. Auch hier kann man von einem *re-entry* sprechen.

leeres Blatt Papier bereits ein Kopiervorgang ist.<sup>25</sup> „Let the mark of distinction be copied out of the form into such another form.“<sup>26</sup> Das Zeichen ist nicht die Unterscheidung, sondern nur das Zeichen einer Unterscheidung. „Let any mark [...] be taken as a signal.“<sup>27</sup> Die Zeichen geben nur eine Unterscheidung wieder, die bereits getroffen wurde.<sup>28</sup> Dass das Blatt Papier als *unmarked space* (auf den man etwas malen kann) angesehen wird impliziert, dass es zuvor schon von *marked spaces* unterschieden wird. D.h. jedes Unterscheiden setzt eine vorgängige Unterscheidung voraus. Oder: Der *unmarked space* entsteht erst in dem Moment, wo ihm ein *mark* eingetragen wird.

Diese Dialektik entspricht Luhmanns Theorie von der Autopoiese von Systemen: Ein System entsteht nicht wie ein Ding in der Welt, sondern ist der laufende Vorgang der Abgrenzung von festgekoppelten Elementen (System) gegenüber lose gekoppelten Elementen (Umwelt). Religionsphilosophisch entspricht dem die Frage nach dem Anfang von „Gott“ und „Welt“. Die biblische Rede von Gott beginnt in dem Moment, in dem er die Welt erschafft, also etwas anderes von sich selbst unterscheidet. Das provoziert die Frage der Theologen und jedes neugierigen Menschen, was er vorher getan hat: Ist der Gott, der die Welt erschaffen hat, identisch mit dem, der vorhat, sie zu erschaffen? Die antike Gnosis hat dies verneint: Der mit Welt befasste Schöpfer ist nicht der welttranszendente Vater. Diese Ambivalenz gibt wieder, was sich aus dem Kalkül ergibt, denn die erste Unterscheidung erzeugt zwei verschiedene *unmarked spaces*: Den *unmarked space*, in welchen die erste Bezeichnung eingetragen wird, „<sup>29</sup> und den ausgeschlossenen *space* der ersten (und

<sup>25</sup> Daher ist auch das zweite Kapitel, worin Spencer Brown Basisbegriffe wie „content“, „knowledge“, „form“ etc. festlegt (vgl. LoF 3-7), nicht einfach mit „Definitions“, sondern mit „Forms Taken out of the Form“ überschrieben.

<sup>26</sup> LoF 4.

<sup>27</sup> LoF 3.

<sup>28</sup> Um eine ontologische Interpretation zu vermeiden: Zeichen sind keine Abbilder einer vorausgesetzten Realität, sondern wiederum die Aufforderung an den Aufzeichner, weitere Unterscheidungen zu treffen. Die Zeichen formulieren „instructions“ und heißen „Differenziere!“ oder „Draw a distinction!“, so der erste Satz in „Laws of Form“. LoF 3. Dennoch kann man fragen, ob das Aufmalen eines Zeichens auf ein Blatt Papier nicht auch ein Bild für den abstrakten Vorgang ist, einen distinkten Gedanken zu fassen. Vgl. auch LoF 86 und 102f.

<sup>29</sup> Von Spencer Brown auch als „pervasive space“  $s_0$  bezeichnet (weil bei Formen mit größerer Tiefe  $n$  für die geringste Tiefe „ $s_{n-n}$ “ gilt), der auch die erste Unterscheidung

jeder folgenden) Bezeichnung. Nennen wir sie „ $n_p$ “ für „pervasive space“ und „ $n_o$ “ für „outer space“.

Algebraisch gesehen hat es keinen Sinn, nach dem Unterschied zwischen einer Null „0“, die alleine steht, und einer Null, die zu einer Zahl hinzu addiert wird „ $1 + 0$ “, zu suchen; beide Nullen haben denselben Wert. Ähnlich erscheint es zunächst unlogisch, die nichtmarkierten Räume  $n_p$  und  $n_o$  unterscheiden zu wollen, sind sie doch dadurch definiert, ununterschieden zu sein. Im Formenkalkül jedoch sind die oben genannten nichtmarkierten Räume unterschiedlich darstellbar: vor der ersten Unterscheidung „ $= n_p$ “ und nach der ersten Unterscheidung „ $\neg n_o = m$ “.

In der Form sind alle „ $n$ “ identisch, weil gilt „...  $\neg n_3 \neg n_2 \neg n_1 = \dots \neg \neg \neg$ “. Solange wir mit Zeichen hantieren, gelangen wir immer nur zu weiteren Formen von „ $n$ “, die je schon eine Unterscheidung voraussetzen. Wie verhalten sich dann „ $n$ “ von außerhalb der Form aus gesehen?<sup>30</sup>

### 3. Erstunterscheidung

Zieht man einen äußersten Beobachter hinzu, ‚erinnert‘ er sich an den Raum, in den die Gesamtform eingetragen wurde. Man muss damit die Zeitdimension einführen, da dieser Raum ‚danach‘ für immer verschwunden ist, sobald die erste Unterscheidung getroffen wurde. Denn das „ $n$ “ an der rechten Grenze der Form „...  $\neg \neg \neg n$ “ zeigt stets nur eine Variante von „ $n_o$ “ an.<sup>31</sup> Spencer Brown führt den ersten Beobachter erst im letzten Kapitel ein, er ist aber schon der Adressat der Aufforderung auf der ersten Buchseite „Draw a distinction!“.

umgibt. Vgl. LoF 7. Der Ausdruck „pervasive“/durchdringend gilt analog für alle Unterscheidungen.

<sup>30</sup> „The second, or implicit, reference it to an outside observer. That is to say, the outside is the side from which a distinction is supposed to be seen.“ LoF 69.

<sup>31</sup> Zudem: Bei der Reduktion von gleichverteilten „ $m$ “s und „ $n$ “s auf der Ebene  $s_0$  wird „ $m$ “ gemäß „ $mn = m$ “ stets dominant bleiben. Vgl. LoF 18f.

In einer weiteren, letzten Volte<sup>32</sup> kann der Beobachter der Unterscheidung wiederum als ein *mark* verstanden werden, weil auch er – um „*n<sub>p</sub>*“ zu beobachten – eine Unterscheidung, d.h. eine markierte Seite und eine nichtmarkierte Seite „*n<sub>o</sub>*“ verwendet. „An observer, since he distinguishes the space he occupies, is also a mark.“<sup>33</sup> Der Beobachter wäre dann nur ein weiterer „*n<sub>o</sub>*“.

Der letztumfassende *pervasive space* „*n<sub>p</sub>*“ stößt an das alte philosophische Subjektproblem, ob derjenige, der über die Welt nachdenkt, zur Welt gehört. Der erste Bezeichner kann nicht eine private, primitive Form des Beobachtens haben wie das „blinde Tier“, das Spencer Brown in den Anmerkungen anführt.<sup>34</sup> Er muss als unterscheidend gedacht werden, ohne eine ihm vorausliegende Unterscheidung zu verwenden. Im Anfang schafft dieser Bezeichner die Welt, in die er dann Unterschiede eintragen kann (vgl. Gen 1). Die erste Unterscheidung ist ein Schöpfungsakt *ex nihilo*, der zwangsläufig beim Unbestimmten anhebt, so dass alle folgenden Unterscheidungen darauf aufbauen können. Die erste Überschreitung (kreuzen) geht also *vom Unbestimmten zum Bestimmten*. Weil jede Markierung nicht auf den Bereich beschränkt ist, den sie abgrenzt, sondern sich „inside the boundary surrounding it and shaping another form“<sup>35</sup> befindet, – das ist der jeweils leere Raum rechts der marks „ $\lrcorner = \lrcorner \dots \lrcorner \dots$ “ – vermag er immer weitere Differenzierungen aufzunehmen, was zu komplexen Formen führen kann, beispielsweise

zu „ $\lrcorner = \lrcorner \lrcorner \lrcorner$ “  
 zu „ $\lrcorner = \lrcorner \lrcorner \lrcorner \lrcorner$ “  
 zu „ $\lrcorner = \lrcorner \lrcorner \lrcorner \lrcorner \lrcorner$ “  
 zu „ $\lrcorner = \lrcorner \lrcorner \lrcorner \lrcorner \lrcorner \lrcorner$ “

<sup>32</sup> Das Formenkalkül nimmt damit die Russell'sche Antinomie auf, wonach die Menge B aller Mengen, die sich nicht selbst als Element enthalten, keine Menge sein kann, da sie sich nicht sinnvoll definieren lässt (entweder das *definiens* trifft zu oder das *definitum*, nie beides). Anschaulicher ist Woody Allens Formulierung in dem Film „Annie Hill“, er wolle keinem Verein angehören, der Leute wie ihn akzeptiert.

<sup>33</sup> LoF 76.

<sup>34</sup> Er stellt einen Organismus vor, der den eigenen Körper nicht sieht und Innen/Außen nur vage zu fühlen vermag, „so primitive that active and passive, as well as a number of other more peripheral opposites have long since condensed together.“ LoF 84.

<sup>35</sup> LoF 42.

Diese Überschreitungen (ankreuzen) führen *vom Bestimmten zum Bestimmten*.

Es bleibt noch ein dritter Fall, wenn die Grenze *vom Bestimmten zum Unbestimmten* überschritten wird. „Let the crossing be from the state indicated on the inside of the token.“<sup>36</sup> Damit ist gemeint, dass das Bezeichnete vom seinem *content* aus samt seiner Abgrenzung als Gesamtform gesehen wird zum *content* einer weiteren, sie umfassenden Bezeichnung wird. Spencer Brown nennt die Außenansicht einer Form „*image*“. Im Formenkalkül ausgedrückt: „ $\lrcorner$ “ bezeichnet einen Inhalt „*content*“ „ $\lrcorner$ “ Gekreuzt erscheint die Form als Bild seines Inhalts *und* seiner Grenze „*content*  $\lrcorner$  *image*“. Dieses Bild wiederum kann den Inhalt anderer Bilder ausmachen:

„ $\overline{\lrcorner \lrcorner} \lrcorner \lrcorner \lrcorner \lrcorner$  *image* ...“

So entsteht eine prinzipiell unendliche Reihe von Überschreitungen/*crossings* in den unbestimmten Raum hinein. Dieses Oszillieren aus Bild und Inhalt bringt die Logik nicht in Verlegenheit, wirft aber die Frage auf, wie man zu stabilen Werten kommt.<sup>37</sup> Dazu fügt Spencer Brown die unendliche Reihe von Überschreitungen als Inhalt in dieselbe Gleichung ein: „ $\overline{f a | b} = f$ “. Je nachdem, ob man für „*a*“ und „*b*“ einen markierten „*m*“ oder unmarkierten „*n*“ Zustand einsetzt, ergeben sich vier Möglichkeiten, die folgendermaßen aufgelöst werden:

„ $\overline{f m | m} = n$ “, „ $\overline{f m | n} = m$ “, „ $\overline{f n | m} = n$ “ und „ $\overline{f n | n} = m$  oder *n*“.

Für reale Kommunikation ist allein der zweite Fall relevant, weil nur er zu einem eindeutigen bestimmten Zustand führt.

<sup>36</sup> LoF 5.

<sup>37</sup> Spencer Brown hat im Kapitel über die Gleichungen zweiten Grades diese Frage aufgegriffen. Vgl. LoF 54f.



Das ergibt sich aus folgender Umformung:

In „ $\overline{f|n} = m$ “ ersetze „f“ durch „a|b“ ergibt „ $\overline{a|b|n}$ “.  
 Für „ $\overline{a|b} = m$ “ erhält man „ $\overline{m|n}$ “, was „m“ ergibt.  
 Für „ $\overline{a|b} = n$ “ erhält man „ $\overline{n|n}$ “, was ebenfalls „m“ ergibt.

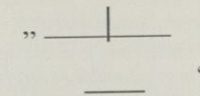
Aus der endlosen Sukzession von Innen- zur Außenbetrachtung, von der bestimmten zu unbestimmten Seite, erhält man nur dann einen festen Wert „m“, den man für weitere Bezeichnungen verwenden kann, wenn man voraussetzt, dass die Oszillation in die Form „ $m \overline{|n}$ “ wiedereingesetzt wird. Diese Form besagt, dass die markierte Seite eine Unterscheidung enthält, also bestimmt ist, die nichtmarkierte Seite dagegen leer ist.<sup>38</sup> Damit wird die Aufmerksamkeit auf eine der beiden Seiten gerichtet und von der anderen Seite abgezogen. Die Grundform für stabile Kommunikation ist also nicht nur das erste „Draw a distinction!“ oder „ $\overline{|}$ “, sondern die *einseitige* Fortsetzung des Unterscheidens „Draw another distinction!“ oder „ $\overline{|}$ “. Das ist die Anweisung, die bezeichnete Seite weiter zu differenzieren. In die Sprache der religiösen Kosmologie übersetzt: Gott erschafft nicht nur etwas Nicht-Göttliches (erste Unterscheidung), sondern unterscheidet es sogleich weiter in Himmel und Erde (zweite Unterscheidung). Oder: Der Anfang aller Dinge im Tao Te Ching geschieht durch Benennung (erste Unterscheidung), was Himmel und Erde hervorbringt (zweite Unterscheidung).

Sollte Spencer Browns Vorschlag, den ersten Beobachter wiederum als ein „mark“ zu verstehen, den Wechsel von der logischen Welt in die physikalische Welt bedeuten, erscheint das als ein arg flotter Ausweg aus dem Anfangsparadox. Der Vorschlag würde dasselbe Dilemma in der physikalischen Welt wiederholen: Auch der physikalische Beobachter muss von anderen physikalischen Beobachtern beobachtet werden, die wiederum ... Versucht man stattdessen im Formenkalkül zu bleiben, kann man annehmen, dass es einen Beobachter gibt, der die Fähigkeit hat, gleichzeitig eine Unterscheidung zu treffen und den Zustand vor der Unterscheidung zu erinnern. Für ihn bleiben der *outer space* „ $n_0$ “

<sup>38</sup> Die Form „ $m \overline{|n}$ “ führt über „ $\overline{|}$ “ letztlich wieder in die Leere „n“ zurück

und der *pervasive space* „ $n_p$ “ erhalten. Das erfordert einen Intellekt, der nicht zwischen rezeptivem und spontanem Vermögen umschalten muss, sondern beides gleichzeitig kann. Er kann simultan etwas ihm Vorliegendes betrachten (Beobachten) und etwas nicht Vorliegendes erzeugen (Unterscheiden), er kann simultan in der Form wirken als auch außerhalb der Form bleiben. Das ist die klassische Beschreibung des göttlichen Intellekts, der ist, was er tut, der tut, was er denkt. Biblisch gesprochen: Er erschafft, indem er spricht (Unterscheiden); er bleibt dabei aber der Welt gegenüber distanziert (Beobachten), weil er keine weitere, wiederum beobachtbare Unterscheidung in der Form bildet. Und: Er bleibt in sich unterschiedslos, weil alle Zuschreibungen (*esse/essentia, actus/potentia*, Tun/Erleben, Wahrnehmen/Denken) in ihm kondensieren.

Der erste Beobachter ist also keine weitere, noch umfassendere Unterscheidung in der Form „...  $\overline{|}$ “, sondern müsste außerhalb einer Klammer als eigenes Zeichen dargestellt werden, das gleichzeitig unterscheidet und verbindet „ $\{ \dots \overline{|} \dots \} < \text{eye}$ “. Weil aber das Symbol des Auges insinuiert, dass ein Jemand rezeptiv wahrnimmt, wähle ich eine andere Darstellungsform mit zwei Ebenen:



Der vertikale Strich steht für die Unterscheidung.

Eine der beiden Seiten steht für den *marked space* „m“ bzw. „ $\overline{|}$ “.

Die andere der beiden Seiten steht für den *unmarked space* „ $n_0$ “ bzw. „ $\overline{|}$ “.

Der lange horizontale Strich steht für die Zweiseitenform.

Der kurze horizontale Unterstrich steht für den *unmarked space* „ $n_p$ “ bzw. den ersten Beobachter.

Das hat mehrere Vorteile:

- Die formale Symmetrie der beiden Seiten „ $\_ | \_$ “ kommt besser zum Ausdruck („m“ ist ja exakt die Negativform von „n“, da „m =  $\neg$  n“ oder „m ist nicht-n“).<sup>39</sup>

- Auf jede der Seiten lassen weitere Unterscheidungen eintragen: „ $\_ | \_ | \_$ “ (für „m $\neg$ “) oder „ $\_ | \_ | \_ | \_$ “ (für „ $\neg$  m“). Die materiale Asymmetrie der Seiten zeigt sich so: Trägt man links auf die markierte Seite ein, führt das zu Schachtelung „ $\neg$ “; trägt man rechts auf die nicht-markierte Seite ein, führt das zur Erweiterung „ $\neg$ ““. Umgangssprachlich: links differenziert, rechts transzendiert.

- Weiterhin kann diese Symbolisierung sowohl die unterschiedliche Tiefe der internen Differenzierung darstellen, z. B.:

„ $\_ | \_ | \_ | \_ | \_ | \_ | \_ | \_ | \_ | \_$ “ (für „ $\neg \neg \neg \neg \neg \neg \neg \neg$ “),

- die Übertragung von der einen zur anderen Seite: „ $\_ + \_$ “;

- als auch den *re-entry* einer Form in die Form, z. B.: „ $\_ | \_ | \_$ “.

- Der Unterstrich ermöglicht die Eintragung eines ersten Beobachters:

„ $\_ | \_ | \_$ “  
Absolutes “

#### 4. Crossing

Der Begriff „crossing“ benötigt noch eine Erläuterung, weil hier eine Mehrfachbedeutung im Englischen vorliegt. „Let tokens of the constant form  $\neg$  indicate instructions to cross the boundary of the first distinction [...]“<sup>40</sup> Obwohl „Laws of Form“ auf extreme Klarheit angelegt ist, spielt Spencer Brown mit dieser Mehrdeutigkeit:<sup>41</sup> „to cross“ bezieht

<sup>39</sup> Weil beide Werte als die Negation des jeweils anderen definiert sind, lässt sich „m $\neg$  n = n“ auch darstellen als „m $\neg$  nicht-m = n“ oder „m $\neg$   $\neg$  m = n“. Der Wert der linken Seite kommt also in negierter Form auch auf der rechten Seite vor, d.h. auch der *unmarked space* „no“ enthält beliebig viele *marks*, solange sie sich gegenseitig aufheben. Nicht so „np“!

<sup>40</sup> LoF 25.

<sup>41</sup> In den Anmerkungen zu „Laws of Form“ hat Spencer Brown die Doppeldeutigkeit des Zeichens „ $\neg$ “ erläutert. Zum einen ist es die Anweisung, eine Grenze zu überqueren (*instruction*), zum anderen ist es die Bezeichnung für die markierte Seite der

sich erstens auf „ankreuzen/bezeichnen“ (*indication*), zweitens auf „kreuzen/überqueren“ (*crossing*) und drittens auf „durchkreuzen/aufheben“ (*recrossing*).<sup>42</sup> Was bedeutet „überqueren“ der Grenze, wenn doch Unterscheidung darin besteht, dass sie de-finiert, indem sie zwei Bereiche in distinkte Räume teilt? Die zweite Bedeutung scheint der ersten Bedeutung zu widersprechen.

Das Ineinander von „Ankreuzen“ und „Überqueren“ lässt sich so erklären: In der Grundgleichung „m $\neg$  = n“ enthält die markierte linke Seite bereits eine implizite Darstellung der unmarkierten rechten Seite,<sup>43</sup> denn „m“ und „ $\neg$ “ sind zwei geschachtelte Markierungen. Weil die linke Seite zweimal bezeichnet (angekreuzt) wird, heben beide Negationen sich wieder auf und die doppeltmarkierte Seite „ $\neg$ “ stellt die nicht-markierte Seite „n“ dar. ‚Überqueren‘ heißt demnach, sich *in seinem eigenen Bereich* so zu negieren, dass alle bisherigen Bezeichnungen sich ins Gegenteil verkehren. ‚Überqueren‘ ist Perspektivwechsel.<sup>44</sup> Endliches erscheint unendlich, Körperliches körperlos, Zeitliches überzeitlich. In der Umgangssprache geben Affixe wie ‚un-/ohn-‘, ‚a-/in-‘, ‚-los/-leer‘ diese Bewegung wieder. Sie sagen nicht nur, dass etwas

Grenze (*name*). Er begründet die Konfusion von instruktiven und deskriptiven Zeichen mit der Absicht, einem Zeichen „Macht“ zu verleihen. „We may also refer to it (in the language of psychology) as a place where the ideas *condense* in one symbol. It is this condensation which gives the symbol its *power*. For in mathematics as in other disciplines, the power of a system resides in its elegance (literally, its capacity to pick out or elect), which is achieved by condensing as much as is needed into as little as is needed, and so making that little free from irrelevance (or elaboration) as is allowed by the necessity of writing it out and reading it with ease and without error.“ LoF 81. Ziel der Kondensation von Rezeptivität und Spontaneität ist nicht nur die Vermehrung von Unterscheidungsfähigkeit und die Verringerung von Bedeutungslosigkeit, sondern dass man die eigenen Werke mit Leichtigkeit liest. Am Kulminationspunkt seines Werkes wechselt Spencer Browns Argumentation in eine andere Semantik (Eleganz, Macht, Leichtigkeit). Logische Stringenz wird zu einer Funktion des „höheren Geschmacks“ – würde Nietzsche sagen. Wer einen feinen Geschmack besitzt, wird sich nicht an Regeln halten, sondern kann frei und raffiniert wählen. Vgl. Nietzsche, Friedrich: *Jenseits von Gut und Böse*, Nr. 26, 213, 224.

<sup>42</sup> Vgl. LoF 2 und 5.

<sup>43</sup> Das Verhältnis lässt sich auch anders herum formulieren: Die nichtmarkierte Seite „ $\neg$  n“ ist die implizite Darstellung der markierten Seite „m“.

<sup>44</sup> Umgangssprachlich formuliert: Von außen nach-sehen, was die Markierung umgrenzt hat (*cross* nach innen), und von innen nach-sehen, was draußen, jenseits der Umgrenzung liegt (*cross* nach außen).

nicht der Fall ist, sondern dass eine Negation eine neue Qualität mit sich bringt. Dann wird ‚unkörperlich‘ positiv mit ‚ätherisch‘ oder ‚zeitlos‘ mit ‚ewig‘ wiedergegeben. Sprachlich verhalten sich die beiden Seiten der Unterscheidung einzeln betrachtet wie ein affirmativer Indikativ zu einem negativen Indikativ (beide sind Formen der Indikation). Durch das Überqueren erscheinen beide zueinander wie Konjunktive: Es könnte auch anders sein.

Die logische Entsprechung der beiden Seiten ist so eng, dass sie jeweils nur das andere ihrer selbst negieren, und nur sich selbst und nicht etwas anderes. Die Negation von ‚körperlich‘ führt zu ‚körper-los‘ und nicht zu ‚zeit-los‘ oder ‚macht-los‘. Im logischen Raum sind die Zeichen inhaltsleer, da sie nur Zeichen für den abstrakten Vorgang des Bezeichnens sind. Überträgt man die Logik in den Raum der Kommunikation, lässt sich dieser Abstraktionsgrad nicht aufrechterhalten. Dort sind Affirmationen und Negationen nie ganz inhaltsleer, sondern führen einen qualitativen *content* implizit mit. Die beiden Seiten der Unterscheidung umfassen alles, aber eben nur alles des Inhalts, den diese unterscheidet, z.B. Körperlichkeit. Es kann also sein, dass eine Unterscheidung auch nicht zutrifft. ‚Mächtig‘ ist weder Affirmation noch Negation von ‚körperlich‘ oder ‚körperlos‘.<sup>45</sup>

Innerhalb einer Form ist ein Ausdruck beliebig kontingent und umformbar: „ $\neg$ “ kann als „ $\bar{m}$ “ oder „ $\bar{\neg}$ “ oder „ $\neg \neg$ “ oder „ $\bar{n}$ “ ... geschrieben werden. Dass aber das erste „ $\neg$ “ geschrieben wurde ist eine andere, viel radikalere Form der Kontingenz.<sup>46</sup> Der erste Beobachter hätte sie nicht schreiben müssen. Die Umformung im Kalkül hieße „ $\neg = \bar{\quad}$ “ (bzw. „ $m = n$ “) und ist inkonsistent. Dass die Unterscheidung als Ganze – also nicht nur einer der beiden Werte! – negierbar und damit kontingent wird, ist ein Problem für Funktionssysteme. In der Außenbeobachtung wird sichtbar, dass sie zwar alles beurteilen, aber nicht für alles zuständig sein können, weil sie nicht sehen, dass sie nicht sehen, was

<sup>45</sup> Prädikatenlogisch ausgedrückt „ $\forall x m(x) \vee \neg m(x)$ “. Für jedes Individuum „ $x$ “ im Diskursuniversum gilt, dass entweder „ $m$ “ oder „nicht- $m$ “ zutrifft. Das gilt aber nur für geschlossene, logische Diskursuniversen. Nimmt man an, dass die differenzierten Teilsysteme einer Gesellschaft jedes für sich ein Diskursuniversum bilden, muss man einräumen, dass nicht alle Individuen erfasst sind: „ $\exists x m(x) \vee \neg m(x)$ “.

<sup>46</sup> Siehe unten IV.8.

sie nicht sehen. Das Wissenschaftssystem sieht nur, was für es sichtbar ist, weil es nach ‚wahr/falsch‘ Ausschau hält, nicht nach Rechtmäßigkeit oder Bezahlbarkeit. Das Ökonomiesystem hält nach ‚käuflich/nicht-käuflich‘ Ausschau.<sup>47</sup> Die Religion ist dasjenige System, welches dieses Problem aufgreift und durch die Absorption dieser äußeren Kontingenz zu lösen versucht, indem sie behauptet, dass irgendjemand oder irgendetwas die erste Unterscheidung gesetzt hat, und dieser Jemand oder Etwas seine Gründe hatte, die nicht weiter differenzierbar bzw. beobachtbar sind. Luhmann hat hierfür den Begriff „Kontingenzformel“ geprägt, der besser „Kontingenzabsorptionsformel“ heißen sollte, da er nämlich nicht die Kontingenz anzeigt, sondern versucht, diese unsichtbar zu machen.

### III. Übersetzung der Logik auf den Gegenstand

Nachdem wir die formlogischen Grundlagen erläutert haben, können wir nun dieses Kalkül auf das Christentum anwenden. Der Begriff ‚das Christentum‘ weckt Verdacht, weil es spätestens seit der Reformation ein normatives Bewusstsein von der Pluralität des Christentums gibt, weil in den ersten Jahrhunderten sich außerhalb des römisch-byzantinischen Reiches christliche Nationalkirchen (Armenier, Syrer, Kopten) gebildet haben, die andere Kirchenordnungen, andere Schriftkanones, andere Christologien vertreten, weil nicht nur verschiedene Auslegungen und Praktiken im Frühchristentum (Kirchenchristen, Judenchristen, gnostische Christen) miteinander konkurrierten, weil gelebte Volksreligion und offizielle Theologie nie identisch waren und weil sich die einzelnen Denominationen im Laufe ihrer Geschichte fundamental ändern

<sup>47</sup> Aus der Sicht eines Ökonomen mag ein Wissenschaftler als nicht käuflich erscheinen, aber dessen Gründe (z.B. wissenschaftliche Freiheit) lassen sich nicht in die Logik der Ökonomie übersetzen. Gerade die Unübersetzbarkeit zeigt dem Ökonomen an, dass seine Codierung nicht universal ist; es gibt auch nicht-ökonomische Perspektiven. Umgekehrt wird der Wissenschaftler verzweifeln, wenn seine Einsichten den Ökonomen nicht zu anderen Entscheidungen bringen, weil dieser seinem Erfahrungswissen folgt.

können (Katholizismus).<sup>48</sup> Aber um überhaupt das Christentum als Religion fassen zu können, muss auf eine besonders stabile Form zugegriffen werden. Ich wähle die dogmatisch normative Form, die in den Konzilien der Antike ausformuliert wurde und maßgeblich für die Kirchen des Westens wurde. Sie wird in den Kurzformeln der altkirchlichen Credo's ausgedrückt und von der Theologie als *consensus patrum* unterstellt.

Die Anwendung logischer Kalküle auf soziale Systeme hat seine Grenzen.<sup>49</sup> Nicht alles ist übersetzbar, denn Personen und Organisationen denken nicht, sondern kommunizieren. Kommunikation aber ist eng auf Wiederverwendbarkeit festgelegt. Formen, die zu komplex oder unentscheidbar sind, benötigen in der Interaktion zu viel Zeit, um sie zu verstehen und darauf zu reagieren, und bieten in der Kommunikation zu viele Anschlussmöglichkeiten. Anders als in der Logik, die beliebig umwandeln kann, bleiben die kommunikativen Affirmations- und Negationsmöglichkeiten beschränkt, sei es durch Autorität oder Konsens.

#### IV. Formlogische Entfaltung der christlichen Codierung

##### 1. Bezugsproblem – Unbestimmbarkeit des Sinns

Wir gehen davon aus, dass sich religiöse Systeme nur bilden, wenn ein Unbestimmbarkeitsproblem vorliegt und darüber kommuniziert wird. Und es liegt nur dort vor, wo versucht wird, über Unbestimmbares (un-erreichbar Zukünftiges, entzogen Vergangenes, unberechenbare Ereignisse) in bestimmter Weise zu kommunizieren.<sup>50</sup> Nicht jeder sagt, was

<sup>48</sup> Vgl. Hafner, Johann/Hailer, Martin (Hg.): Binnendifferenzierung und Verbindlichkeit in den Konfessionen, Lembeck: Frankfurt am Main 2010.

<sup>49</sup> Der erwartbare Hinweis, dass es die Realität nicht gebe, sondern nur gesellschaftlich konstruierte Realitätsfiktionen, kann hier getrost übergangen werden. Freilich sind mathematische Kalküle in ihrem jeweiligen Sinnfeld ebenso ‚real‘ wie Elefanten, Hexen oder Religionen. Aber in jedem Sinnfeld herrschen andere Gesetze, die darin vorkommenden Elemente (Kalküle, Tiere, Ordnungen) zu stabilisieren. Wenn wir von der Übersetzung in die soziale Realwelt sprechen, dann ist damit gemeint: in die Welt stabiler Kommunikationen.

<sup>50</sup> Beobachtung kann sich nicht selbst beobachten, weil sie dazu die eigene Unterscheidung benötigt. Aber Kommunikation kann über sich und über Unbeobachtbarkeit

er fühlt und erfährt, sondern er sagt es mit dem Anspruch, dass diese Mitteilung andere dazu bringt, selbst etwas zu sagen, was wiederum eine Antwort herausfordert. Dieser Regelkreis wird bei jeder Kommunikation bereits mitkommuniziert. Bei der religiösen Kommunikation erhöhen sich die Schwierigkeiten enorm, erstens weil sie vom Unbestimmbaren handelt und weil dennoch bestimmbar bleiben muss, ob und inwiefern sie noch vom Unbestimmbaren handelt, zweitens weil religiöses Kommunizieren mit Zeichen hantieren muss (Naturereignisse, Orakel, Ekstasen, Texte), die missverständlich sind und gedeutet werden müssen.

Man kann den Zustand der Unbestimmtheit (bzw. der reinen Bestimmbarkeit) als Unterstrich darstellen, auf den noch keine Unterscheidungen eingetragen wurden:

---

Er ist gleichbedeutend mit dem Zustand, dass zu viele Anschlussmöglichkeiten vorliegen. Luhmann nennt das in seinen späteren Texten das Sinnproblem. Mit „Sinn“ bezeichnet er das Urmedium der reinen Fortsetzbarkeit. Alle Systeme bewegen sich in einem Reservoir von ungekoppelten Formen, auf die sie beliebig zurückgreifen und zu sinnhaften Medien verknüpfen. Wer/was aber bestückt den Formenpool und woraus werden Formen geschnitten, ohne nicht wieder Formen voraussetzen? „Religion kann als Versuch angesehen, dies Unvermeidliche [dass stets ein ununterscheidbarer Rest zurückbleibt] nicht hinzunehmen.“<sup>51</sup> Es muss, bevor die erste Unterscheidung getroffen wird, so etwas geben wie eine Ursuppe des Formbaren. Während in den anderen Systemen der Gesellschaft immer schon mit sinnhaft geformten Medien kommuniziert wird, versucht das Religionssystem, die Ungeformtheit

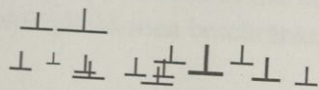
---

kommunizieren, weil sie auch ‚einäugig‘ funktioniert. Kommunikation ist immer einwertiger Anschluss an Unterscheidungen, Beobachtung richtet sich aber simultan auf beide Unterscheidungswerte.

<sup>51</sup> Luhmann: Die Religion der Gesellschaft, 89; vgl. Bolz, Norbert: Ratten im Labyrinth. Niklas Luhmann und die Grenzen der Aufklärung, Fink: München 2012, 50-65.

vor allem Geformten, das Unentschiedene vor aller Unterscheidung, den *unmarked space* vor jedem *marker* zu ‚formulieren‘.<sup>52</sup> Das ist offensichtlich ein Paradox, weil das nur anhand von Formen geschehen kann. Das Paradox lässt sich nicht umgehen, als wollte man Dunkelheit durch schärfere Beleuchtung darstellen. Sinn besteht systemunabhängig und erscheint erst, wenn Kommunikationsflüsse unterbrochen werden, wie wenn ein Film stehen bleibt und die Zuschauer anfangen, das Einzelbild zu betrachten, anstatt die Handlung zu verfolgen.

Die Überfülle der möglichen Kommunikation stellt ein Problem für alle Systeme dar. Zu jeder Aussage gibt man alles Mögliche assoziieren. Nichts wird aufgespart, nichts ausgeschlossen, weil es nur Abschlüsse, aber keine Abschlüsse gibt. Man kann sich auch selbst widersprechen, denn auch Sinnloses ist sinnhaft, hat also die Fähigkeit sich selber fortzusetzen.



Es ist schwer, diese abstrakten Überlegungen in realsprachliche Verhältnisse zu übertragen, aber die erste Seite von „Laws of Form“ gibt einen Hinweis. Dort werden sechs Zeichen aus dem ersten Kapitel des „Tao Te King“ zitiert: „Nicht – Name – Himmel – Erde – des – Anfangs“, was mit „Namenlos ist der Anfang von Himmel und Erde“<sup>53</sup> übersetzt werden kann. Der Anfang ist nicht das Nichts, sondern etwas, dem noch keine Bezeichnung gegeben wurde. Erst das Benennen bringt Dinge ins Sein (erste Unterscheidung). Auch Gen 1,1 beginnt damit,

<sup>52</sup> Die Funktion der Religion bestünde dann in der Entfaltung des Paradoxons, das überall zugegen ist, aber von keinem bemerkt wird. Alle verwenden Zeichen, ohne zu bemerken, dass jedes Zeichen auf einem leeren Blatt entstanden ist. Einfach gesagt: Wo immer das leere Blatt zum Thema gemacht wird, ist Kommunikation religiös.

<sup>53</sup> Der Folgesatz lautet: „Namen geben ist die Mutter aller Dinge.“ Von Strauss übersetzt: „Das namenlose ist des Himmels und der Erde Urgrund, Das Namen-Habende ist aller Wesen Mutter.“ [https://web.archive.org/web/20100417150418/http://home.pages.at/onkellotus/TTK/German\\_vonStrauss\\_TTK.html](https://web.archive.org/web/20100417150418/http://home.pages.at/onkellotus/TTK/German_vonStrauss_TTK.html) (Zugriff 25. 10. 2015). Dort weitere 215 Übersetzungen.

dass Gott aus dem unterschiedslosen Tohuwabohu bzw. der Urflut durch Sprache die Schöpfung erschafft.

## 2. Kontingenzerzeugung – Vermöglichung von Welt

Von religiösen Formen kann man erst sprechen, wenn mit ihnen die Welt von einer anderen Welt unterschieden wird. Religion ist die mindestens die Verdoppelung, evt. die Vervielfachung von Welt. Im Unterschied zu anderen Codierungen, die ebenfalls Unbestimmtes und Bestimmtes kennen, macht Religion diese Unterscheidung zum Inhalt ihrer Unterscheidung. Das religiös Unbestimmte wird derart grundsätzlich von Bestimmten getrennt, dass es nicht nur ein unvorhersehbarer späterer Zustand *in der bestimmbaren Welt* ist oder auf einen ein unvorhergesehenen früheren Zustand *in der bestimmbaren Welt* bezogen wird, sondern außerhalb der Welt gesetzt wird. Es genügt einfache Dialektik, um zu sehen, dass der Begriff einer abgeschlossenen ‚Welt‘ erst dadurch greifbar wird, dass sie von einer weiteren Welt unterschieden wird. Die Möglichkeiten sind dabei vielfältig: Die andere Welt kann räumlich als Geisterwelt bzw. Himmel oder Unterwelt entworfen werden: Erde | Himmel getrennt durch das Firmament *raqia*‘. Sie kann zeitlich als zukünftiges Reich bzw. vergangenes Paradies erzählt werden: *historia* | *eschaton* getrennt durch das Gericht. Die unbestimmte Schuld bzw. Karma der Vergangenheit ist durch bestimmte Haltungen oder Riten abzutragen. Sie kann personal in zwei Reiche differenziert werden: Verdammte | Erlöste getrennt durch Prädestination. Sie kann auch durch Streichung empirischer Eigenschaften als Ideenwelt gedacht werden: *kosmos aisthêtos* | *kosmos noêtos* getrennt durch *anamnesis*<sup>54</sup> oder durch Streichung aller Eigenschaften als irreversibler Zustand des Selbstlosigkeit: *samsara* | *nirvana* getrennt durch Erwachen.<sup>55</sup>

### Welt | andere Welt

<sup>54</sup> In diesem Sinn bildet auch die klassische Metaphysik eine Form von Religion.

<sup>55</sup> Verschiedene Formen des Buddhismus sehen Erlösung als Weg durch die verschiedenen Reiche der Himmel und Höllen, um endgültig in den Zustand der Selbstlosigkeit zu gelangen. Für Mahayana vgl. das Avatamsaka-Sutra.

Das muss nicht als explizite Vorstellung von zwei gleichrangigen Universen geschehen; es genügt bereits die Aussonderung eines einzelnen Gegenstands oder Ortes in der empirischen Welt, der für entzogen gehalten wird, weil er von Kräften eines *anderen* Bereiches besetzt ist.<sup>56</sup> Wären die Kräfte übliche Wirkungen, wie sie in der Alltagswelt beobachtbar sind (z. B. bei einem Bären<sup>57</sup>), liegt nach dieser Definition keine Religion vor.

Man kann dagegen halten, dass Diesseits und Jenseits in den meisten religiösen Traditionen nicht strikt getrennt sind, aber Mischungsverhältnisse sind nur dort zu identifizieren, wo die Elemente der Mischung getrennt betrachtet werden. In jedem Fall ist die andere Welt eine weitere Möglichkeit der zugänglichen Welt. Luhmann hat dies „Realitätsverdoppelung“<sup>58</sup> genannt, womit er einen Gedanken Leibniz' aufgreift.<sup>59</sup> Im Selbstverständnis der Religionen stellt die andere Welt aber keine abstrakte Möglichkeit, sondern die höhere Wirklichkeit dar, von der aus gesehen die hiesige Welt kontingent erscheint. Der Erwachte erkennt, dass er bisher die Dinge getrennt wahrgenommen hat anstatt allverbunden, *pratītyasamutpada*;<sup>60</sup> der christliche Himmel ist die unverstellte *visio*, nicht mehr ein „dunkles Bild in einem Spiegel“ (1Kor 13,12); der

<sup>56</sup> Graphisch lässt sich das als extraterritorialer, ausgeklammerter Bereich darstellen: Welt [Entzogenes] Welt. Logisch ist das nichts anderes als das Formenkalkül „Welt  $\neg$  Entzogenes“.

<sup>57</sup> Bei den Pazifikküsten-Indianern spielt der Bär eine große Rolle, als ‚religiös‘ gilt dieses Motiv nur in solchen Erzählungen, in denen er eine entzogene Vorwelt repräsentiert. Fehlt der Bezug zur Vorwelt, wären sie als Tierfabeln zu sortieren. Vgl. Bringhurst, Robert (Hg.): *A Story as Sharp as a Knife: The Classical Haida Mythtellers and Their World*, Douglas McIntyre: Vancouver/Toronto/Berkeley 1999.

<sup>58</sup> Vgl. Luhmann: *Die Religion der Gesellschaft*, 58-60.

<sup>59</sup> Leibniz spekuliert über die Möglichkeit anderer Welten (Aggregationen aus Monaden, d.i. rezeptionsfähigen Wesen), die ein Schöpfer erschaffen könnte. Sie sind formal möglich, material erlangte aber nur diejenige Welt Wirklichkeit, in der die Substanzen bestmöglich miteinander „kompossibel“ existieren, d.h. Selbstwidersprüche in einer Welt vermeiden. Vgl. *Monadologie* § 44, 56f.

<sup>60</sup> Die Zurückweisung kosmologischer und metaphysischer Fragen in frühen buddhistischen Texten wurde im Mahayana- und im Volksbuddhismus aufgeweicht, wo über Himmel und Höllen spekuliert wird. Aber auch der frühe und der esoterische Buddhismus können nicht vermeiden, das Nirvana als Verlust aller Kontingenz zu bezeichnen. Vgl. Panikkar, R.: *The Silence of God. The Answer of the Buddha*, Orbis: New York 1989, 148-163.

Ideenhimmel Platons ist die wahre Welt unverborgten *alêthês* und nicht nur die wahrscheinliche, *eikôn*. Die hiesige Welt wird zur anders-möglichen, meist privativen Variante von Welt überhaupt. Man kann diese erste Funktion des Religiösen daher als Kontingenzerzeugung formulieren.<sup>61</sup> Erst mit dieser Perspektive, dass sich Leiden in einer anderen Welt auflösen kann, stellt sich das philosophische Problem der Theodizee, dass Leiden ein Merkmal der diesseitigen Welt ist.

### 3. Kontrarität – das eingeschlossene Dritte

Die beiden Seiten der Unterscheidung sind formal symmetrisch: die bestimmbare Seite links von „ $\neg$ “, die unbestimmbare Seite rechts davon:

bestimmbar | unbestimmbar oder:

Positivpol | Negativpol .

Um welchen Gegensatz handelt es sich hierbei? Wir haben bereits zu Anfang ausgeschlossen, dass Codes aus zwei Varianten desselben Genus bestehen (disjunktiver Gegensatz<sup>62</sup> wie Grün und Blau). Sie sind auch verschieden vom Gegensatz von *unmarked space* „ $n_p$ “ und dem ersten Zeichen (kontradiktorischer Gegensatz<sup>63</sup> wie Weiß und Nicht-

<sup>61</sup> Der religiöse Mensch braucht sich nicht mit der Faktizität von aktuellem Leiden und aktuellen Befriedigungen zufriedenzugeben, weil er sie auf eine höhere Ordnung beziehen kann: ein Endgericht, das Gesetz des Karma, der Ausgleich an den Nachkommen ... Religion behandelt das Tun und Erleben in dieser Welt vor dem Hintergrund der anderen Welt. Die Endlichkeit des Erleidbaren und Bewirkbaren wird dadurch gesteigert. Sie ist nicht nur (zeitlich, kausal, lokal) begrenzt. Von außen betrachtet ist Religion ein System, das sich auf eine andere Welt bezieht, ihrem Selbstverständnis nach ist Religion die Weise, die Welt zu sehen, als ob man sie von außen sehen könnte. Was der Funktionalismus methodisch betreibt, macht Religion von Hause aus: Sie erzeugt Kontingenz.

<sup>62</sup> Gegensatz von behahender Einzelaussage und verneinender Einzelaussage: „Einige Menschen sind sterblich; einige Menschen sind unsterblich.“

<sup>63</sup> Gegensatz von behahender Universalaussage und verneinender Einzelaussage (bzw. von verneinender Universalaussage und behahender Einzelaussage): „Alle Menschen sind sterblich; einige Menschen sind unsterblich.“

Weiß). Im zweiseitigen Code stehen „ $\neg$ “ und „ $n_0$ “ einander gegenüber und bilden einen konträren Gegensatz<sup>64</sup> wie Weiß und Schwarz.

Das lässt sich aussagenlogisch verdeutlichen: Bei der Disjunktion „ $p \vee q$ “ ist mindestens eine der beiden Aussagen „ $p$ “ oder „ $q$ “ wahr, eventuell sind beide wahr. Etwas könnte demnach entweder weltlich sein oder überweltlich oder beides gleichzeitig. Ein disjunktiver Gegensatz ließe ein Doppelzutreffen der Codewerte zu, was deren Begriff widerspricht. Bei der Kontradiktion „ $p \succ \prec q$ “ ist die eine oder die andere Aussage wahr, immer aber nur eine. Etwas könnte demnach entweder transzendent sein oder immanent, nie beides oder nichts. Der Code träge dann mit einem Wert zu, und dies zwingend in jedem Fall. Damit verlöre er seine Kontingenz, d.h. seine Funktion, Unterscheidungen zu ermöglichen. Bleibt nur die Kontrarität (Exklusion) „ $p \mid q$ “. Sie kennt drei Zustände: Entweder „ $p$ “ ist wahr oder „ $q$ “, eventuell auch „weder  $p$  noch  $q$ “ ( $\neg p \wedge \neg q$ ). Etwas könnte demnach entweder transzendent sein oder immanent oder keines von beidem. Der exklusive Gegensatz entspricht der Funktion von Codes, weil nur er das Nichtzutreffen des Codes zulässt und damit die Kontingenz mittransportiert.

Codes sind also – anders als Disjunktionen – universal in der Reichweite, aber – anders als Kontradiktionen – partikulär in der Anwendung.<sup>65</sup> Das Verhältnis von Codes zueinander ist kontingent, weil ihr Zutreffen möglich, aber nicht notwendig ist. Dies führt zur Destabilisierung von sozialen Systemen, denn so bleibt stets der Verdacht, dass das, was sie tun (nach einer bestimmten Art die Welt zu unterscheiden), reine Willkür ist. Das Mittel gegen diesen Verdacht ist die Kontingenzformel: dazu weiter unten.

<sup>64</sup> Gegensatz von bejahender Universalaussage und verneinender Universalaussage: „Alle Menschen sind sterblich; alle Menschen sind unsterblich.“ Oder „Alle Menschen sind sterblich; kein Mensch ist sterblich.“

<sup>65</sup> Dies scheint Spencer Brown mit der Relation der Formen zu meinen: „Having decided that the form of every token called cross is to be perfectly continent, we have allowed only one kind of relation between crosses: continence.“ LoF 6. Der ungewöhnliche Begriff „continent“ (nicht: *contingent*) kann hier nur bedeuten, dass ein Zeichen alles enthält, was es umschließt, eventuell auch ein anderes Zeichen. Zeichen stehen also entweder nebeneinander oder enthalten einander. Das ist der einzige Zusammenhang.

#### 4. Zweitunterscheidungen – religiöse Kosmologien

Wenn die zweite Unterscheidung einmal getroffen wurde, kann das Unterscheiden beliebig fortgesetzt werden. Die hiesige Welt kann in verschiedene Bereiche aufgeteilt werden, die religiös relevant sind: Gebirge und Länder, Zentrum und Peripherie, Zivilisation und Wildnis ... Die Kosmologien der Religionen bieten überwältigende Belege hierfür.

$\mid \mid \mid \mid$  | andere Welt    oder im Formenkalkül:  $\overline{\overline{\overline{\overline{\mid}}}}$

oder umgangssprachlich einfach: Diesseits | Jenseits .

Auch die unbestimmbare Seite des Codes ist für weitere Unterscheidungen empfänglich mit dem Unterschied, dass stets ein Rest des Unbestimmbaren übrig bleiben muss, da diese Seite sonst nicht von der anderen Codeseite unterscheidbar wäre. Das entspricht dem Formenkalkül, in dem stets ein „ $n_0$ “ außerhalb der äußersten Unterscheidung stehen muss.

hiesige Welt |  $\mid \mid \mid \mid n_0$  .

oder im Formenkalkül:  $\overline{\overline{\overline{\overline{\overline{\overline{\overline{\mid}}}}}}}$   $\overline{\overline{\overline{\overline{\overline{\overline{\overline{\mid}}}}}}}$   $n = \overline{\overline{\overline{\overline{\overline{\overline{\overline{\mid}}}}}}}$   $n = \overline{\overline{\overline{\overline{\overline{\overline{\overline{\mid}}}}}}}$   $n$

In der westlichen Welt lässt sich gut nachverfolgen, wie aus dem Himmel „die Himmel“ wurden, sowohl in der griechisch-ptolemäischen wie auch in der christlichen und der rabbinischen Kosmologie. Dies wird durch mesopotamische Himmelsschalen, durch den hebräischen Flächenplural *shamajim*, durch die Pluralität der Engel und durch vorsokratische Vorstellungen von Mehrfachwelten ausgelöst. Die Differenzierung der unbestimmbaren Seite wird dabei angetrieben von der Letztfrage, was außerhalb der äußersten Umfassung liege. Selbst Aristoteles,

ein Verfechter der Einzigkeit von Welt, muss zwischen dem allumfassenden *ouranos* und dem jenseits liegenden *aiôn* unterscheiden.<sup>66</sup> So kommt es zu immer raffinierten Modellen (bei Basilides 365 Himmel, im Sefer-ha-Razim 44 Schichten), die in weiteren Schritten um Unterwelten erweitert werden. Ähnlich entfalten tibetisch buddhistische Traditionen die rechte Seite zu einer Kaskade aus Höllen und Himmeln (z.B. Tiere, hungrige Geister, kämpfende Geister, Menschen, himmlische Geister, überhimmlische Geister, Rama), die Stationen auf dem Erlösungsweg darstellen.<sup>67</sup> In jedem Fall bleibt das Außen der obersten Schicht unbestimmbar.

Diesseits | div. Höllen | | | div. Himmel | | | | Äußerstes

In diesen Modellen mischen sich am unteren Rand kosmologische mit soteriologischen Vorstellungen: Die niederen Himmel werden einerseits als Teil der diesseitigen Welt (z.B. Luftreich als Wohnort der Dämonen) gesehen, andererseits – weil faktisch unzugänglich – als Teil der jenseitigen Welt. Je feiner die Differenzierung, desto größer werden die Abgrenzungsprobleme. Besonders deutlich ist das in christlichen Kommentaren über das Firmament, inwiefern es das Ende des Diesseits oder den Anfang des Jenseits darstellt.<sup>68</sup> Die Welten bilden zunehmend ein Glissando aus Phasen und Schichten, was die Unterscheidungen immer weiter einebnet. In der Darstellung oben wird dies durch die gleiche Höhe der Hauptstriche wiedergegeben.

<sup>66</sup> Vgl. Aristoteles: De caelo 278 b15, ähnlich in Cicero: Somnium Scipionis (Schlussabschnitt von De re publica), Nr. 17. Zur Problematik der äußersten Weltkugel vgl. Sloterdijk, Peter: Sphären Bd. 2: Globen, Makrosphärologie, Suhrkamp: Frankfurt am Main 1999, 117-141.

<sup>67</sup> Dabei ist es unerheblich, ob die Himmel in die Höhe wachsen wie in der koptischen Paulusapokalypse (2. Jh.), die noch drei Himmel über dem Schöpfer/Demiurg kennt, oder in die Breite wie in der griechischen Paulusapokalypse mit ihren ausufernden Landschaften. Das räumliche Konzept kann auch zeitlich gedacht werden, wie in Äonen-Konzepten (Origenes) oder der Vorstellung von aufeinander folgenden Bündeln (von Irenäus bis zu dispensations-Theologie evangelikaler Christen heute). In diesen Fällen findet man die Aufstiegslogik als Fortschrittslogik wieder.

<sup>68</sup> Vgl. Gregor von Nyssa: Apologia in hexaameron, in: Patrologia Graeca 44, 84-89.

Auf die infinitesimale Reihung von Zwischenwelten kann sich theologische Kritik richten, wird doch dadurch die Besonderheit des Äußers-ten nivelliert. Frühchristliche Texte wie die Ascensio Jesaiae oder die koptische Paulusapokalypse stellen einen spirituellen Weg nach oben vor, wie man sich sukzessive durch die verschiedenen Himmel und Engelsphären nach oben arbeiten kann. Weil solche Engelsleitern das Entgegenkommen Gottes entwerten, standen sie immer unter Verdacht. Die Verurteilung des Origenismus oder die protestantische Kritik am Mönchtum waren davon motiviert. Codetheoretisch lässt sich das als Inflationsproblem bezeichnen. Infinitesimalität kann Oszillation erzeugen, wie oben gezeigt. Oszillation aber macht eine Form als Ganze unterschiedslos. Das ist ein Problem, das erst mit der Kontingenzabsorptionsformel (s. u.) gelöst wird.

### 5. Programme – Regeln und Rituale

Die beiden Codeseiten wirken in der Kommunikation unterschiedlich. Während eine der Seiten als Anschlusswert fungiert, an den man Handlungsanweisungen (Programme<sup>69</sup>) anknüpfen kann, fungiert die andere Seite als Abschlusswert, von dem aus kontrolliert wird, worauf die Anweisungen zielen. Z.B. wird im Code des Rechtssystems Recht | Unrecht → rechts am Negativpol angeschlossen, indem man Gesetze schreibt, die allesamt Unrechtsfälle zum Gegenstand haben (Diebstahl, Lüge). Die linke Seite bildet den Abschlusswert, von dem man aus reflektiert, ob Gesetze die Intention erfüllen, Recht herzustellen. Diebstähle sind klar wahrnehmbar, das Recht bleibt eine unsichtbare, „ideale“ Ordnung.

Im Unterschied zu Codierungen sind Programme flexibel. Sie stellen die Reaktionsfähigkeit eines Systems auf andere Situationen dar. Weil ein System wahrnimmt, dass die Verwendbarkeit seiner Codierung durch Abnutzung, Missverständnisse, neue Mitglieder, neue Konkurrenten gefährdet ist, sorgt es für diese Fälle vor. Es gibt eine Sitte, an die

<sup>69</sup> Programme sorgen dafür, dass die Codedifferenz erhalten bleibt, dass also Recht von Unrecht und Zahlung von Nichtzahlung unterscheidbar bleiben. Unter den Bedingungen von Hyperinflation bzw. von Anomie greifen die Unterscheidungen nicht.



sich alle halten, aber viele mögliche Verbrechen, die einen immer wieder an List und Grausamkeit überraschen. Deshalb sind die Programme relativ bunt, müssen sie doch die disparaten Anschlusspole bearbeiten. Das System sichert seine Selbstfortsetzung, indem es mögliche Zukünfte vorwegnimmt. So kann es als anderes (als sich Reformierendes, sich Korrigierendes, sich Bestätigendes) identisch bleiben und rückwirkend seine Kontinuität behaupten.<sup>70</sup> Codes sind ganz einfach nach dem ‚Ja/Nein‘-Schema oder dem ‚A/nicht-A‘-Schema gebaut. Wo nur ‚A‘ gesagt wird, provoziert man Widerspruch. Codes sorgen dafür, dass der binäre Code, dass der provozierte Widerspruch immer schon mit eingerechnet wird und für diesen Fall vorgesorgt ist. Codes müssen so einfach sein, denn nur so sind sie, über Systemgrenzen hinaus, verständlich: Auch außerhalb der Wirtschaft versteht man, was Zahlen oder Nicht-Zahlen heißt, auch außerhalb der Religion versteht man, den Unterschied zwischen Himmel und Erde (Transzendenz und Immanenz). Hingegen sind die Programme, die sich an Codierungen anschließen, sehr viel komplizierter und systemintern definiert. Sie brauchen nicht außen verstanden zu werden, sie dienen der Innenverständigung.

In der Religion entspricht dem die Programmierung mit Regeln zum Einhalten heiliger Zeiten, zur Einhegung heiliger Orte, zur Abhaltung heiliger Handlungen.

Alltag | Fest → oder: Bewusstsein | Ekstase → oder:

profaner | heiliger Ort → oder: Arbeit | Ritual → .

<sup>70</sup> Das setzt Systeme unter Stress, weil sie in einer Reizreaktionsschleife gefangen sind. Wollen Sie für die Zukunft vorbauen, müssen die Programme einfacher werden. Programme sind nichts anderes als Codierungen auf Vorrat, sind vorläufige Entscheidungen, die sicherstellen, dass die Codes verwendbar bleiben. Programme können jederzeit ausgetauscht werden, wenn die Stabilität der Codes es erfordert. Um sich also dem Stress von zu komplizierter Programmierung nicht weiter auszusetzen, legt es sich nahe, dass Systeme den unvertrauten Pol anders besetzen.

Die gemeinsame Struktur ist das Ausschlussverhältnis von erwartbarer Normalität und erwartbarer Ausnahme: normal | exeptionell (bei Luhmann vertraut | unvertraut<sup>71</sup>). Die gemeinsame Funktion besteht darin, aus dem exeptionellen Zustand eine Weisung für die Normalität zu erhalten: Ordale, Orakel, Visionen geben Rat, Warnungen, Entscheidungshilfen, seien sie affirmativ oder paränetisch. Der Negativpol der Erstunterscheidung wird nun feiner differenziert. Weil er grundsätzlich das ausgeschlossene Unvertraute ist, benötigt er besondere Vorkehrungen oder Personen. Dazu gehören Orakelbücher, Dogmatiken, Fluch- und Segenssammlungen ebenso wie Schamanen, Priester, Asketen, die über das Erfahrungs- und Expertenwissen verfügen. Sie können auch in Sondergemeinschaften wie Klöstern oder Tempeln das Verhältnis umkehren, indem sie das Gebet zum Normalfall machen und den heiligen Bereich zum Lebensmittelpunkt.

Dennoch bleibt die grundsätzliche Spannung zum Unbestimmbaren erhalten. Feste finden *in* der Normalzeit statt und Tempel befinden sich *in* der Normalwelt. Hier kommt Spencer Browns Begriff der *continence* zum Tragen. Die exeptionellen Formen sind in den normalen enthalten: „ $\perp$ n“. Im Normalen wird ein eigener Bereich, das Exeptionelle, als unverfügbar unterschieden, damit er die Funktion zu überraschen erfüllen kann.

Normales | Exeptionelles | Unbestimmbares .

Daher wird der exeptionelle Ort mit Grenzen umgeben; der exeptionellen Zeit werden Vorbereitungen vorgeschaltet; der exeptionelle Gegenstand wird durch Drohungen vor Berührung geschützt; die exeptionelle Handlung wird mit Rubrizistik umgeben; das heilige Wissen

<sup>71</sup> Vgl. Luhmann: Die Religion der Gesellschaft, 83. „Nimmt man die Religion konstituierende Differenz in ihrer ursprünglich-konkreten Form als Differenz von vertraut/unvertraut, dann entsteht Religion erst durch ein re-entry dieser Form in die Form: durch einen Wiedereintritt der Differenz von vertraut/unvertraut ins Vertraute und Umgängliche.“

wird durch Arkandisziplin vor Popularisierung bewahrt. Die ersten religiösen Programme dienen dazu, den Zugang zum „Heiligen“ zu kontingieren. So schützt die Religion ihre Währung vor Inflation. Das ist freilich ein selbstbezüglicher Vorgang: Das Exzeptionelle besteht darin, dass es selten vorkommt, und deshalb begrenzt man seine Häufigkeit. Das funktioniert nur, wenn Programme (vorläufig) und Code (endgültig) getrennt bleiben. Die Regeln bestimmen nur die Grenzen des Exzeptionellen, sie beanspruchen nicht, dieses direkt zu benennen. Wo diese Trennung deutlicher gelingt, spreche ich von reflexen Religionen. Sie vermögen zu unterscheiden z.B. zwischen dem irreversiblen Text (irrtumsfreier Kanon, fixe schriftliche Offenbarung) und reversiblen Texten (irrtumsanfällige Theologie, plastische mündliche Offenbarung), zwischen dem Allerheiligsten und dem Vorhof des Heiligen, zwischen der ewigen Gültigkeit und der historischen Manifestation (Buddha-Naturen).<sup>72</sup>

Dennoch kann die Religion die Paradoxie dieses Vorgangs nie ganz ablegen, denn um das Exzeptionelle mit Regeln einzuhegen, muss man das (im Bereich des Bestimmbaren befindliche) Unbestimmbare *bestimmen*. Aufgrund der ursprünglichen Unterscheidung kann ein heiliges Ding nicht zugleich bestimmbar und unbestimmbar, nicht zugleich normal und exzeptionell sein. Sobald etwas als unbestimmbar bezeichnet wird, wird es Teil der bestimmbaren Welt. Was tun gegen die ständige Profanierung?

Programme helfen nicht weiter, weil sie immer komplizierter werden und zu neuen Unterscheidungen führen.<sup>73</sup> Und je genauer eine Religion programmiert, desto mehr setzt sie sich dem Verdacht aus, „Gotteszwang“ – so der Begriff Max Webers – auszuüben.<sup>74</sup> Das Exzeptionelle

<sup>72</sup> Vielleicht hat hier die in vielen Sprachen auftretende Doppelbedeutung von „heilig“ ihren Ursprung: ein ursprünglich Exzeptionelles (*holy, sanctus, hieros*) und ein abgeleitetes Exzeptionelles (*saint, sacer, hagios*).

<sup>73</sup> Zum Beispiel bei der Frage, ob die in der christlichen Liturgie verwendeten Worte das bewirken, was sie sagen, oder nur darstellen, was sie sagen. Bewirken sie, dann kann Gott gezwungen werden: Seine Exzeptionalität ist gefährdet. Stellen sie dar, ist die rituelle Sprache nur eine von vielen Äußerungen, über Gott zu reden: Die Exzeptionalität der Liturgie ist gefährdet. Will man sich gegen eine magische und ein symbolische Einführung schützen, muss man weiter unterscheiden, ob ‚Sprache‘ einen gemeinten Sinn oder das gesprochene Wort bedeutet.

<sup>74</sup> Vgl. Weber, Max: *Wirtschaft und Gesellschaft*, Tübingen 1923, 239.

wird zu einem Teil in einer rituellen Handlungskette, die Geister gehorchen dem Ritual, Christus den Wandlungsworten. Die Kritik an der Religionsphänomenologie des frühen 20. Jahrhunderts hat sich vor allem an deren Verunglimpfung der Magie entzündet.<sup>75</sup> Tatsächlich steckt eine Menge Kryptotheologie im Magie-Begriff, aber er formuliert ein grundsätzliches Problem jeder Religionsentwicklung: Die Überraschungsfunktion erlischt, wenn das Unbestimmbare Routine wird.<sup>76</sup>

### 6. Wechsel der Codeseiten – reflexe Religionen

Daher gehen reflexe Religionen dazu über, den Code umzudrehen. Der Negativpol ‚Unbestimmbares‘ fungiert nun als Abschlusswert (d. h. er wandert in unserer Darstellung auf die linke Seite), der Positivpol ‚Bestimmbares‘ wandert auf die rechte Seite und wird als Anschlusswert benutzt. In dieser Konstellation kann das Exzeptionelle nicht mehr direkt programmiert werden. Alle Anweisungen müssen in der Normalität anschließen. Auf diese Weise relativiert eine Religion ihre eigenen Operationen. Denn nun ist offensichtlich, dass die Geister oder Götter oder das ewige Gesetz nur durch *innerweltliche* Operationen zu erreichen sind.

Umdrehung von  $\underline{\text{Anschlusswert}} \mid \underline{\text{Abschlusswert}} \rightarrow$  zu

$\underline{\text{Abschlusswert}} \mid \underline{\text{Anschlusswert}} \rightarrow$  oder:

$\underline{\text{Unbestimmbares}} \mid \underline{\text{Bestimmbares}} \rightarrow$

oder im Formenkalkül: „ $n_p \mid m$ “

<sup>75</sup> Eine theologisch inspirierte, religionswissenschaftliche Kritik der Routinisierung ist Heiler, Friedrich: *Das Gebet. Eine religionsgeschichtliche und religionspsychologische Untersuchung*, Reinhardt: München (5. Auflage) 1923.

<sup>76</sup> Im Formenkalkül müsste das so dargestellt werden: Das Exzeptionelle sollte eigentlich das *im* Bestimmbaren Ausgeschlossene sein „Normales  $\neg$  Exzeptionelles  $\neg$  Unbestimmbares“, bildet nun aber einen eigenen Bereich *neben* dem Normalen: „Normales  $\neg$  Exzeptionelles  $\neg$  Unbestimmbares“.

Jetzt sollte man besser von ‚Transzendenz‘<sup>77</sup> sprechen, da das Unbestimmbare operativ und kommunikativ nicht mehr erreichbar ist, wie man das Bestimmbare auch besser als ‚Immanenz‘ benennen sollte, da diese in sich selbst geschlossen bleibt.<sup>78</sup>

<sup>77</sup> Bei der Wahl dieser Begriffe legt Luhmann eine für ihn sonst wenig charakteristische Verlegenheit an den Tag: „Wenn man die Möglichkeiten weiträumig überblickt, scheint nur eine einzige Variante diese Voraussetzung [einer genügend abstrakten Begrifflichkeit] zu erfüllen: die Unterscheidung von Immanenz und Transzendenz.“ Luhmann, Niklas: Die Unterscheidung Gottes, in: ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 4., Opladen 1994, 236-253, 238. Ähnlich verlegen klingt es in einem anderen Text: „Im Kontext der Tradition der religiösen Semantik – und ohne diesen Kontext wäre kein Vorschlag sinnvoll [hierzu die Fußnote: Oder anders gesagt: wäre ein Vorschlag nichts weiter als eine gedankliche Konstruktion der Soziologie] – käme für eine Codierung des Religionssystems nach diesem Muster wohl nur ein einziges Schema in Betracht: die Differenz von Immanenz und Transzendenz.“ Luhmann, Niklas: Die Ausdifferenzierung der Religion, in: ders.: Gesellschaftsstruktur und Semantik, Bd. 4, Suhrkamp: Frankfurt am Main 1989, 259–357, 313. Vgl. auch ders.: Ökologische Kommunikation, 183 f.; „Zur Bezeichnung der beiden Werte des religionspezifischen Codes eignet sich am ehesten die Unterscheidung in *Immanenz* und *Transzendenz*.“ Ders.: Die Religion der Gesellschaft, 76. „Unsere These ist, daß dies [die Verbindung von Bestimmung des Unbestimmbaren mit Religion] nicht über eine bestimmte Sprachregulierung erreicht werden kann, sondern nur über die binäre Codierung der Religion im Schema von Immanenz und Transzendenz.“ Ebd., 114. Auf die „unsicheren Suchbewegungen Luhmanns zur Frage des Codes der Religion“ verweist auch Thomas, Günter: Implizite Religion. Theoriegeschichtliche und theoretische Untersuchungen zum Problem der Identifikation, Ergon: Würzburg 2001, 306–324.

<sup>78</sup> Die Religionswissenschaft ist der Religionsphilosophie darin gefolgt, dass sie formalen Begriffen (wie „Absolutes/Ultimates“) und material erfahrungsförmigen Begriffen (wie „Heiliges“) den Mischbegriff „Transzendenz“ vorgezogen hat. Er changiert zwischen der Tradition der klassischen Metaphysik, das undenkbar Supranaturale zu bezeichnen (transzendent), und der Kritik der Aufklärung, bestimmbar Ermöglichungsbedingungen menschlichen Erkennens (transzendental) zu formulieren. Als jüngere Denker für diese beiden Positionen stehen Lévinas (In-Geiselhaft-Genommen-werden im Anblick durch den unerreichbaren Anderen) bzw. Heidegger (Freiheit des jemeinigen Existenzentwurfs innerhalb des Seinsaufgangs). Aus der letztgenannten Position hat sich eine anthropologische Variante entwickelt, in der vor allem der Prozess des Sich-selbst-Übersteigens betont wird. Für die Religionswissenschaft ist es attraktiv, hier anzuschließen, weil damit religiöse Phänomene als menschliche Verhaltensweisen beschrieben und verschiedenste Dimensionen erfasst werden können: ekstatische Rituale auf emotionaler Ebene, mystische Versenkung auf affektiver Ebene, spekulatives Überbieten auf intellektueller Ebene, moralisches Überfordern auf normativer Ebene. Diese Beschreibungen sind derart abstrakt, dass sie ein Glissando von alltäglichem Verhalten (von *flow*-Erlebnissen bei der Arbeit bis hin zu biographischen Glücks- oder Frustrationsmomenten in Kunst und Krankheit) ermöglichen. Analog dazu kann die Soziologie dann von ‚kleinen‘, ‚mittleren‘ und ‚großen‘ Transzendenzen sprechen. Auch Ausatmen ist Transzendenz. Allerdings wird damit der Begriff derart zerdehnt, dass er nichts mehr begreift.

Zum Vergleich: Das Rechtssystem ist mit den vielen konkreten Unrechtsfällen beschäftigt, zu deren Erfassung und Beurteilung Gesetze erlassen werden. Die Anwendung der Gesetze aber soll sich nach der unsichtbaren – und letztlich unbestimmbaren – Idee von ‚Recht und Gerechtigkeit‘ richten. Insgesamt gilt: Mit Blick auf den Positivpol wird der Negativpol programmiert.<sup>79</sup>

Im Falle reflexer Religion liegen die Dinge genau umgekehrt: Mit Blick auf den Negativpol ‚Transzendenz‘ wird der Positivpol ‚Immanenz‘ programmiert.

### Transzendenz | Immanenz→

Die Immanenz wird zum Gegenstand der religiösen Weltgestaltung: *Dort* werden Tempel gebaut, werden Opfer dargebracht, wird Askese betrieben, werden Texte geschrieben, wird geschwiegen. Egal ob diese Praktiken zur Weltstanzierung oder zum Engagement führen, in jedem Fall bildet die immanente Welt das Material und lässt sich nach Sach-, Zeit- und Sozialdimension entfalten.<sup>80</sup>

So kommt es zu einer eigenartigen Brechung: Das Programm der Religion bezieht sich materialiter auf die Immanenz, formaliter auf die Transzendenz. Letztlich geht es darum, diese abzubilden, sich ihr anzunähern, ihr zu gehorchen. Es geht nicht mehr darum, die Transzendenz direkt zu ernähren, ~~ihnen~~ zu drohen oder sie zu bestechen. In Spencer

<sup>79</sup> Analog im Wissenschaftssystem: Mit Blick auf die Wahrheit (Positivpol) werden Forschungsdesigns (Programme) erstellt, die nur dann als sinnvoll akzeptiert werden, wenn sie zu falsifizierbaren (Negativpol) Ergebnissen führen. Man könnte es auch umgekehrt darstellen: Die Religion ist das einzig konsequente System, weil sie als einziges die bestimmbar Codeseite auf die rechte Seite setzt und als Pol für An-schlüsse anbietet.

<sup>80</sup> Diese Beschreibung ist abstrakt genug, um sowohl diesseitsorientierte Religionen wie das orthodoxe rabbinische Judentum als auch diesseitsüberwindende Religionen wie das gnostische Christentum zu erfassen. Damit entgeht sie der Kritik, dass der Gegensatz von Transzendenz und Immanenz eine künstliche Differenzierung sei, die meist nicht zutrefte.

Browns Theorie entspricht dem der „intent“,<sup>81</sup> die Zielrichtung, mit der ein Zeichen verwendet wird.

Die Brechung sorgt dafür, dass Gläubige *zum* Transzendenten sprechen, aber nicht mehr unmittelbar mit ihm. Selbst das direkte Gebet ist gebrochen, weil nur das Immanente direkt anschlussfähig ist. Der Beter ist sich bewusst, dass seine Worte immanente Worte, seine Rituale immanente Rituale sind (s.u. IV.10).<sup>82</sup>

Unbestimmbares muss nun immer *als Unbestimmbares* kommuniziert werden, es lässt sich nicht adäquat immanent ausdrücken, sondern nur symbolisch andeuten, zeitlich aufschieben, als Möglichkeit behaupten. Soll das Transzendente nicht in Unfasslichkeit entgleiten, bleibt nur die Möglichkeit, sich ihm über Weltdistanzierung zu nähern. Das ist der logische Ursprung der negativen Theologie. Sie ersetzt nicht mehr nur die bestimmten Prädikate (z.B. endlich, zeitlich) durch ihre Gegenteile (siehe oben). Sie fragt vielmehr, ob nicht jegliche Aussage über das Transzendente unangemessen sei, weil sie in irdischer Sprache und mit irdischer Logik getroffen wird. Dies führt Philosophen wie Nagarjuna, Eckhart, Kierkegaard oder Lévinas zu Redeweisen, in denen das Ausgesagte stets durchgestrichen wird. In praktischer Hinsicht entspricht dem eine Askese, die sich des Immanenten entledigen will und damit eine Annäherung an das Transzendente verspricht. Im Formenkalkül kann das durch die *cancellation* jeder Markierung ausgedrückt werden, die im Bestimmbaren gesetzt wurde:

„ $\Gamma \Gamma \Gamma$ “ wird zu „ $\overline{\Gamma \Gamma \Gamma}$ “.<sup>83</sup>

<sup>81</sup> Vgl. LoF 3.

<sup>82</sup> Vgl. Luhmann, Niklas: Reden und Schweigen, in: ders./Fuchs, Peter: Reden und Schweigen, Suhrkamp: Frankfurt am Main 1989, 7-20; ders.: Lässt unsere Gesellschaft Kommunikation mit Gott zu?, in: Ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 4, Beiträge zur funktionalen Differenzierung der Gesellschaft, Westdeutscher Verlag: Opladen 1987, 227-235; ders.: Vom Sinn religiöser Kommunikation, in: Gabriel, Karl (Hg.): Modernität und Solidarität, Herder: Freiburg im Breisgau 1997, 163-174; Hafner, Johann: Einbruch ins forum internum. Wie Phänomenologie, Empirie und Systemtheorie das Gebet erforschen, in: ders./Enxing, Julia/Munzinger, Andre (Hg.): Gebetslogik. Reflexionen aus interkonfessioneller Perspektive, Evangelische Verlagsanstalt: Leipzig 2016, 42-76.

<sup>83</sup> Die beiden Terme ergeben unterschiedliche Ergebnisse, denn „ $\Gamma \Gamma \Gamma = \dots$ “, während „ $\overline{\Gamma \Gamma \Gamma} = \overline{\dots}$ “. Die Umwandlung, welche durch negative Theologie vorgenommen

## 7. Spiegelungen und Übergänge – Seelen und Erlösung

Die negative Theologie und die Askese wollen das Denken und Handeln des religiösen Subjekts vom Irdischen befreien, damit es einen direkteren Zugang zum Überirdischen erhält. Dazu muss ein Teil im Subjekt gefunden werden, der dem Unbestimmbaren entspricht. Das wird durch die Unterscheidung in Leib (bestimmbar) und Seele (unbestimmbar) oder Leib und Leben geleistet. Das religiöse Subjekt enthält etwas, das ihm entzogen ist, weil es einem transzendenten Ursprung entstammt.<sup>84</sup> Wenn dies nur dem Menschen zukommt, ist er dadurch über alle anderen Dinge erhoben. Je nach Weltsicht können auch Tiere, Pflanzen oder Statuen als religiöse Subjekte gelten; ein römisches Kultbild *ist* nicht der Gott, sondern seine Wohnung. Und je nach Psychologie können die inneren Vermögen des Menschen feiner differenziert werden, z.B. in *intellectus/nous* (obere Seele) und *ratio/dianoia* (untere Seele). Die Logik ist stets dieselbe: Sie sind unterscheidbar nach einer transzendenten und einer immanenten Seite.

Da beide Codeseiten zueinander konträr sind, – diesmal nicht als Punkt zu Punkt-Zuordnung, sondern als Zusammenhang von zwei Welten<sup>85</sup> –, lässt sich das Unterscheiden auch in der transzendenten Welt wiederholen, allerdings unter umgekehrten Vorzeichen. Dem immanenten religiösen Subjekt entsprechen transzendente Wesen, die ebenfalls nach einer bestimmbar und einer unbestimmbaren Seite unterscheidbar sind. Im Christentum und Judentum sind das die hohen und die niederen Engel, eine Unterscheidung, welche die gesamte Angelologie

wird, kann rein rechnerisch auf der unbestimmbaren Seite (jetzt links) ausgeglichen werden durch „ $\overline{\overline{\Gamma \Gamma \Gamma}} = \dots$ “. Diese Erweiterung erfordert eine zusätzliche Schachtelung der bisherigen Unterscheidungen unter eine weitere Unterscheidung. Die Kontingenzformel wird dieses Problem lösen, s.u.

<sup>84</sup> Vgl. Sloterdijk, Peter: Sphären, Bd. 1: Blasen, Suhrkamp: Frankfurt am Main 1998, darin das Kapitel „Seelenraumteiler“ 419-465.

<sup>85</sup> Luhmanns Behauptung, „daß schließlich *alles* Immanente der Transzendenz *gleich nah und fern*“ (Luhmann, Niklas: Die Unterscheidung Gottes, in: ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 4, 236-253, 248) ist, trifft nur auf Religionen zu, die wie der liberale Protestantismus konsequent die Weltlichkeit der Welt betonen. Der Vorteil liegt darin, sich eine säkulare Umwelt anerkennen zu können. Die Kosten liegen darin, die eigene Religion zu säkularisieren und nur noch moralische Gesellschaftskritik als Resttranszendenz zu betreiben.

durchzieht: Die hohen Engel (Cheruben, Seraphen, Ophanim, Hajjot) umgeben Gott, loben ihn, beraten ihn, gehen in einigen Modellen sogar aus ihm hervor. Die niederen Engel (Mächte, Gewalten, Gerichtengel, Schutzengel) begleiten Menschen, bestreiten Kriege, durchwalten die irdische Welt und sind in den unteren Rängen, – wo Schnee und Regen aufbewahrt sind, – sogar mit Naturgeistern verwechselbar.<sup>86</sup> Alle Angelogien stoßen an das Problem, ob die obersten Ränge bereits mit Gott identisch sind und ob die untersten Ränge bereits Naturphänomene sind. So kommt es zu immer feineren Differenzierungen.<sup>87</sup>

Damit ist die Spiegelung perfekt. Jede Codeseite wird parallel unterteilt in jeweils eine unbestimmbare und eine bestimmbare Seite.<sup>88</sup> In der mythologischen Sprache:

Seraphen | Engel | Seelen | Körper

Engel und Seelen kommen nicht nur graphisch nebeneinander zu liegen, sie sind auch formenlogisch benachbart. Engel sind das am meisten bestimmbare Unbestimmbare; Seelen sind das am meisten unbestimmbare Bestimmbare. So nimmt es nicht Wunder, dass in der Theologie und im Volksglauben diese beiden Figuren ineinander übergehen: Seelen erhalten nach ihrem Tode engelgleiche Existenz und werden den Engelhierarchien beigesellt. In Klöstern kann schon zu Lebzeiten eine *vita angelica* geführt werden. Engel wiederum werden als Platzhalter für die Seelen verstanden, welche in die Transzendenz wechseln,<sup>89</sup> oder sie

<sup>86</sup> Ein Sonderfall ist die Figur des „Herrenengel/*malakh adonai*“, bei dem gezielt unklar bleibt, ob er oder Gott spricht. Vgl. Gen 16,7-14; James Kugel hat diese Sprechsituation treffend als „confusion“ bezeichnet. Kugel, James L.: *The God of Old, Free Press: New York* u.a. 2003, 5-36

<sup>87</sup> Sowohl in katholischen als auch in rabbinischen Traditionen wurde die Engelwelt zunehmend systematisiert. Die Anfänge liegen in Paulus' erstem Korintherbrief und im Testamentum Levi, die beide von mehreren Himmeln reden, welche sukzessive mit Engeln besetzt werden.

<sup>88</sup> Im Formenkalkül: „ $\overline{n} \overline{m} \overline{n} \overline{m}$ “ oder „hohe Engel  $\overline{n}$  niedere Engel  $\overline{m}$  Seelen  $\overline{K}$  Körper“.

<sup>89</sup> Vgl. Anselm von Canterbury: *De casu diaboli*. Darin wird der Fall der ungehorsamen Engel (verstoßen in die Immanenz) als Plan Gottes erklärt, im Himmelreich Plätze für die erlösten Seelen zu schaffen, welche die himmlische Gesellschaft sukzessive komplettieren.

werden direkt in die Immanenz gesandt, um dort einzelne Menschen bzw. Völker auf den Weg zur Transzendenz zu leiten. Für diese Aufgaben können sie Körper annehmen, ohne den immanenten Gesetzen unterworfen zu sein.<sup>90</sup>

Seraphen | Engel  $\left\langle \right\rangle$  Seelen | Körper

Die Kontamination der Seiten durch die jeweils andere „zerstört“<sup>91</sup> die Unterscheidung in unbestimmbar und bestimmbar. Spencer Brown nennt diesen Vorgang „transmission“. In den Bereich des Unbestimmbaren werden Bestimmungen übertragen, so dass das, was bisher als klar unterschieden und ‚unbestimmbar‘ galt, sich nunmehr als ‚noch nicht/nicht mehr bestimmt‘ erweist. Das führt freilich zur Senkung von Transzendenz. Sie ist nicht mehr das Unbestimmbare als das unmöglich zu Bestimmende, sondern das jeweilig Unbestimmte. Wenn einerseits Engel bestimmten Ritualen gehorchen bzw. wenn andererseits Seelen gänzlich unbestimmbar werden<sup>92</sup>, weicht der konträre Gegensatz zu einem subkonträren auf. Die Trennschärfe des Codes geht verloren. Dagegen werden Kontingenzabsorptionsformeln eingesetzt (s.u. IV.8).

<sup>90</sup> Eine klassische Stelle hierfür ist die Selbstdemaskierung des Begleit-Engels Rafael: „Während der ganzen Zeit, in der ihr mich gesehen habt, habe ich nichts gegessen und getrunken; ihr habt nur eine Erscheinung gesehen.“ Tob 12,19. Die Frage, welche Körper Engel haben, hat das antike Christentum beschäftigt, bis sich die Position Augustinus' von der Reingeistigkeit durchgesetzt hat. In theosophischen Traditionen haben feinstoffliche, d.i. materiefreie, aber doch körperliche Leibkonzepte überlebt.

<sup>91</sup> Vgl. LoF 59f. Dies veranschaulicht Spencer Brown durch einen Tunnel, der eine Übertragung von der bestimmten zur unbestimmten Unterscheidungsseite ermöglicht. Das Bild repräsentiert den Wechsel in eine weitere Dimension, der notwendig wird, wenn man eine widersprüchliche Gleichung (z.B. „ $f = \overline{f}$ “) zu einem Ergebnis bringen will. Das kann nur in einem imaginären Raum geschehen, d.h. unter Hinzuziehung der Zeitdimension. Die Übertragung wird als fortlaufender Impuls vorgestellt.

<sup>92</sup> Ein Beispiel hierfür wäre die Vorstellung frühchristliche Gnosis. Demnach tragen die wahren Christen neben der Seele ein gänzlich außerweltliches *pneuma* in sich. Weil es direkt aus der Lichtfülle *pleroma* stammt, kann es weder verloren gehen noch von irgendeinem weltlichen Einfluss kontaminiert werden. Vgl. *Evangelium veritatis* (2. Jh.).

Alle Spiegelungen beginnen irgendwo, im Formenkalkül auf der bestimmten Seite, in der Kommunikation mit einer Affirmation (Negationen setzen immer schon eine Behauptung voraus). Damit ist die Richtung angegeben.<sup>93</sup> Bestimmtes kann, – anstatt wie unter IV.4. (s.o.) immer feiner bestimmt zu werden –, auf die unbestimmbare Seite gespiegelt werden. Der religiöse Terminus hierfür ist ‚Erlösung‘: Seelen wollen in den Himmel, exiliertes Leben will ins Friedensreich, unerwachtes Bewusstsein will erwachen, vereinzelt *atman* will im *brahman* aufgehen. Egal, ob man diese Bewegung eher epistemologisch als Erkenntnisweg oder ontologisch als Verwandlung beschreibt, in allen Fällen bedeutet sie eine Reduktion von Bestimmtheit. Erlösung ist insofern das Gegenteil der Bestimmung des Unbestimmbaren; Erlösung ist das Verwischen von Unterscheidungen.<sup>94</sup>

unbestimmter Zustand (erlöste Seelen)  $\Leftarrow$  bestimmter Zustand (unerlöste Seelen)<sup>95</sup>

Gemäß der oben entwickelten differenzierten Kosmologien können Phasen von mehr oder weniger erlösten, reversibel und irreversibel erlösten Zuständen eingefügt werden. Die katholische Transzendenztopographie von Vorhölle und Hölle (*limbus/inferno*) sowie Vorhimmel und Himmel (*purgatorium/caelum*) kann mit Einschränkung ebenso abgebildet werden wie theosophische Himmelsschichten oder gnostische Äonen.

caelum  $\Leftarrow$  purgatorium | inferno  $\Leftarrow$  limbus  $\Leftarrow$  Körperwelt.

<sup>93</sup> Da Gleichungen mathematisch umgekehrt gelesen werden können, ist formal auch der gegenläufige Weg vom Unbestimmbaren zum Bestimmbaren denkbar. Diese Richtung trifft für die Erstunterscheidung notwendig zu, bei Folgeunterscheidungen ist beides möglich.

<sup>94</sup> Leider gibt es hierfür kein angemessenes Wort: Unbestimmen? De-Distinktion? Ich wähle den Ausdruck „Verwischen“. Blur a distinction!

<sup>95</sup> Der Erlösungsdruck ließe sich auf die Unterscheidung Seraphen | Engel | Seelen | Körper angewandt so darstellen: unbestimmbar | unbestimmt  $\Leftarrow$  bestimmt | unterbestimmt. Seraphen sind deshalb so wenig anthropomorph, weil sie jenseits menschlicher Vorstellungsbereiche angesetzt werden. Die Körperwelt ist unterbestimmt in dem Sinn, als von ihr Leidenschaften/Attraktionen ausgehen, sie aber zu wenig von der Seele kontrolliert bzw. vom Bewusstsein ignoriert werden können.

Die topographische Ordnung kann auch in einer prozessualen Folge ausgedrückt werden.<sup>96</sup> Dann werden ein transzendenter Ur- oder Endzustand von der immanenten Gegenwart unterschieden und die Unterscheidungen durch Übertragung/*transmission* verwischt. Die unzugängliche Welt erhält im Gegenzug dann dem Irdischen analoge Bestimmungen. Das Paradies wird als Garten, die Endzeit als Stadt oder Friedensreich vorgestellt. Und der Übergang wird durch die Geschichte von der gefallenen Welt erzählt: Die Erde könnte noch Paradies sein, wenn sie nicht ihre Transzendenz verloren hätte, weil in der Urzeit die wesentlichen Unterscheidungen (z. B. Schöpfer/Kreatur) vergessen wurden.

Transzendenz  $\Leftarrow$  Verwischen  $\Rightarrow$  Immanenz oder:

Paradies  $\Leftarrow$  Fall  $\Rightarrow$  Geschichte

Dasselbe gilt in der Chronologie auch umgekehrt: Die heilsunsichere Welt wird sich in eine Heilswelt verwandeln. Die Anwesenheit des Transzendenten im Immanenten (Bilder, Symbole, Riten) wird ihre Undeutlichkeit und Vorläufigkeit verlieren, um in eindeutige, irreversible Zustände zu münden.

Endzeit  $\Leftarrow$  Gericht, Erwachen  $\Rightarrow$  Geschichte oder:

Transzendenz  $\Leftarrow$  Unterscheiden  $\Rightarrow$  Immanenz

<sup>96</sup> Nicht alle Religionen temporalisieren die Erlösungsordnung. Im Buddhismus wird der anfanglose Rundlauf der Wiedergeburten vorausgesetzt, jedoch haben sich in Volkstraditionen Erzählungen von einer idealen Vorwelt erhalten. Vgl. Collins, Stephen: Nirvana and other Buddhist Felicities. Utopias in the Pali Imaginaire, Cambridge University Press: New York 1998.

Wären die Übergänge zwangsläufig, würde sich eine Religion selbst für überflüssig erklären. Die Heilsgeschichte würde sich aus ihren irdisch schon beobachtbaren Bedingungen weiterentwickeln. Es hat keinen Sinn, religiös zu kommunizieren, wenn es kommt, wie es kommt. Daher muss Heilsunsicherheit eingebaut bleiben. Karmische Zusammenhänge werden nicht einfach hingenommen, sondern können durch mönchische Praxis beeinflusst werden. Das Gericht wird im Christentum nicht als die erwartbare Fortsetzung irdischer Taten und Unterlassungen (wie auch der Fall nicht die Fortsetzung eines Verfalls-geschehens war) vorgestellt, sondern als Diskontinuität, die sich allenfalls vorbereiten, nicht aber erzwingen lässt.

Um den Code zu asymmetrisieren, bedarf es eines Dritten, das äquidistant zu beiden Seiten steht; theologisch gesprochen, das die Vertreibung aus dem Paradies vornimmt und Gericht hält. Es unterscheidet sich von beiden, und es kommt in beiden vor. Es fungiert wie ein Puffer, in dem Wirkungen der einen auf die andere Seite abgefedert werden. Dieses Dritte leistet die Kontingenzabsorptionsformel.

### 8. Kontingenzabsorptionsformel – das Absolute

Die vorangegangenen Kapitel haben eine Reihe von Problemen aufgeworfen: Die zu weit gehende Kontinuität von Übergängen, die Aufweichung des Codes durch Bestimmung des Unbestimmbaren (7.), die Gefahr, dass das Unbestimmbare in Unfasslichkeit entgleitet (6.), das Paradox, Unbestimmbares zu programmieren (5.), der Zwang, eine äußerste Unterscheidung für den unbestimmbaren *pervasive space* „n<sub>p</sub>“ zu treffen (4.), die einen ersten Beobachter erfordert (1.). Die folgenden Passagen sind nicht als Lösung dieser Probleme zu verstehen, sondern ersetzen weitere Unterscheidungen durch Entscheidungen.

a) Die Trennschärfe des Codes muss gegen zu viel Symmetrie – Spiegelung von einer in die andere Seite – geschützt werden. Dem dient die eindeutige Bevorzugung einer der beiden Seiten. Dies wird durch die Kontingenzabsorptionsformel angezeigt. Während andere Funktionssysteme eine der beiden Codeseiten wählen (dem Rechtssystem geht es um das Recht, dem Wissenschaftssystem um die Wahrheit, s.o.), führt

das Religionssystem einen dritten Wert ein: das Absolute oder Gott oder Nirvana oder Brahman.

Transzendenz | Immanenz

Absolutes oder:

Himmel | Erde      Engel | Menschen      moksha | atman  
Schöpfer oder: Gott      oder: brahman

Der dritte Wert ist *nicht identisch mit Transzendenz!*<sup>97</sup> Theos etwas anderes als *sôteria*; Nirvana etwas anderes als das Reine Land, Brahma etwas anderes als *moksha*. So unterschiedlich diese Konzepte sind, haben sie doch die formale Ähnlichkeit, kein Gegenteil zu besitzen.<sup>98</sup> In christlichen Texten, wo Gott als Ziel des Erlösungsweges angegeben wird, bleibt er dennoch durch eine *Präposition* entfernt: *bei* Gott sein, *vor* ihm stehen, *mit* Christus sein ... Das Absolute muss als Zusammenhang von Relativem *und* *Absolutem* gedacht werden, nicht als das Gegenteil von Relativem. Dementsprechend hat es weder eine Entsprechung in der Immanenz noch in der Transzendenz, sondern stellt die Einheit der Differenz von Transzendenz und Immanenz dar. Logisch

<sup>97</sup> Vgl. Hafner, Johann: Gott ist nicht der Himmel. Die Notwendigkeit einer nichtgöttlichen Transzendenz, in: Schreiber, Stefan/Siemons, Stefan (Hg.): Das Jenseits. Perspektiven christlicher Theologie, Wissenschaftliche Buchgesellschaft: Darmstadt 2003, 143-175; ders.: Religiöse Verdoppelung von Welt. Die Funktion der sakral-profan-Unterscheidung, in: ders./Valentin, Joachim (Hg.): Parallelwelten. Christliche Religion und die Vervielfachung von Wirklichkeit, Kohlhammer: Stuttgart 2009, 128-161; Kleine, Christoph: Zur Universalität der Unterscheidung religiös/säkular. Eine systemtheoretische Betrachtung, in: Stausberg, Michael (Hg.): Religionswissenschaft. Ein Studienbuch, de Gruyter: Berlin 2012, 65-80 zeigt, dass der Buddhismus sich von seinen Nachbarreligionen abhob, in dem er den Zugang zu einer absoluten Transzendenz für sich beansprucht, während andere bei relativen Transendenzen verblieben (Beherrschung von Geistern und Kräften, um irdische Güter wie Heilung zu erlangen).

<sup>98</sup> Ähnlich hat die Metaphysik den Gedanken ausgeschlossen, dass das Sein ein Gegenteil haben könnte. Nichts kann nur als Nicht-mehr oder Noch-nicht-Sein von Seiendem (*nihil privativum*) gedacht werden. Ein absolutes Nichts (*nihil negativum*) kann es nicht geben, weil der Gedanke davon ‚ist‘.

gesehen kann es keinen Begriff geben, der alle anderen Begriffe umgreift, wie es formenlogisch keine Unterscheidung gibt, die simultan alle anderen Unterscheidungen und sich selbst („ $f = \bar{f}$ “) enthält.<sup>99</sup> Deshalb kann die Einheit nur implizit unterstellt werden, sie kann nicht kommuniziert werden. Das Wort ‚Absolutes‘ bleibt relativ zu anderen Worten. Es wird in sozialen Systemen nicht als Begriff, der etwas erkennbar macht, sondern wie ein Signal verwendet, das einen Eigenbereich anzeigt. Mit Kontingenzabsorptionsformeln signalisieren unterschiedliche Systeme nach außen, worum es ihnen geht, und halten sich so gegeneinander trennscharf.

Wir haben oben gesehen, dass Codierungen konträr gebaut sind und die *Möglichkeit ihres Nicht-Zutreffens* enthalten. Das ist einerseits günstig für Religion, weil damit ausgeschlossen wird, dass sie wie ein Naturgesetz stets zutrifft und berechenbar wird. Andererseits destabilisiert dies, weil damit eingeschlossen wird, dass sie eine kontingente Veranstaltung ist. Der Verdacht der Kontingenz tritt besonders dann auf, wenn mehrere Teilsysteme nebeneinander zu stehen kommen. Von außen gesehen erscheint jede Verwendung einer Unterscheidung als willkürlich.<sup>100</sup> Sie wird zu einer Möglichkeit neben anderen, ausgeschlossenen Möglichkeiten. Dagegen kommunizieren Teilnehmer einer Religion nach außen, dass nicht sie es sind, die religiös denken und handeln, sondern dass sie eine ewige Ordnung befolgen, einer Gottheit gehorchen. Sie ist diejenige, die den Auftrag, nach transzendent und immanent zu unterscheiden, erteilt hat. Nicht die irdischen Menschen beten, „der Geist selbst vertritt uns mit unaussprechlichen Seufzern“ (Röm 8,26). Damit schützen sich zudem die einzelnen Gläubigen gegen ihre Zweifel, ob ein religiöser Akt nicht doch nur die Erfüllung der eigenen religiösen

<sup>99</sup> Weil das Absolute nicht bezeichnet und nicht unterschieden werden kann, bewegt sich dieser Begriff außerhalb der Formenlogik. Die Einheit der beiden Codewerte ein „ $\frac{1}{\text{Drittes}}$ “ ist etwas anderes als die *cancellation* einer Unterscheidung durch eine weitere: „ $\bar{\bar{f}}$ “, oder „ $mm = n$ “. Der dritte Wert ist der logisch paradoxe Versuch, eine Perspektive zu postulieren, von der aus die einmal getroffene Unterscheidung unterschiedslos erscheint „ $m = n$ “.

<sup>100</sup> Das Rechtssystem kann nicht entscheiden, ob die Unterscheidung in Recht und Unrecht recht oder unrecht ist. Die Moral kann nicht entscheiden, ob die Unterscheidung in Gut und Böse gut oder böse ist. Aber – und das ist die Besonderheit – reflexive Religion entscheidet, dass die Unterscheidung in Transzendenz und Immanenz absolut ist.

Bedürfnisse und damit etwas nur Immanentes ist. Dagegen hilft keine weitere Unterscheidung, sondern nur die Entscheidung, das zu tun, was man tut, weil es einer höheren Anweisung folgt.

Die Kontingenzabsorptionsformel dient zudem der *Inflationskontrolle*. Unter Berufung auf sie vermag eine Religion den Überfluss an religiösen Erfahrungen zu kontingenzieren. Wenn alles religiös bezeichnet ist, werden religiöse Medien zu wertlosen Schecks. Wenn man beobachten kann, dass alle über Gott sprechen dürfen und dass man ihm überall begegnen kann, verliert der Gebrauch religiöser Zeichen an Erwartungswert. Nur wer eine Vision des richtigen Gottes hat, darf Transzendenz für sich beanspruchen, alles andere kann als immanenter Aberglaube kritisiert werden. Wie die unterstellte Knappheit in der Ökonomie das Hintergrundmotiv bleibt, knappes Geld für knappe Güter zu tauschen, wie die unterstellte Endlichkeit von Hypothesen im Wissenschaftssystem motiviert, überhaupt welche zu wagen, so führt die Begrenzung von Zugängen zur Transzendenz dazu, sich dafür zu interessieren. Dazu muss eine Religion die Immanenz in transzendenzfähige und –unfähige Medien unterscheiden, kann dies aber nur wieder durch Berufung auf Transzendenz tun. Das ist ein Zirkelschluss,<sup>101</sup> der durch die Kontingenzabsorptionsformel unterbrochen wird. Daher darf das Absolute nicht einfach transzendent gedacht werden, es muss unabhängig von der Transzendenz/Immanenz-Unterscheidung entscheiden können.

Auf ähnliche Weise wird *Deflationskontrolle* ausgeübt. Werden die Verwendungen transzendenter Zeichen in der Immanenz an zu viele Bedingungen geknüpft, drohen religiöse Kommunikationen zu unwahrscheinlich zu werden. Nur wenige sind berufen oder nur an wenigen Zeitpunkten ist das Heilige zugänglich. Das Ritual wird damit dem ständigen Zweifel ausgesetzt, ob alle Bedingungen erfüllt sind; der Glaube

<sup>101</sup> Religionsgeschichtliche Beispiele solcher Selbstbezüglichkeiten gibt es viele: Mit welchem heiligen Text lässt sich der Kanon heiliger Texte festlegen? Welches prophetische Zeugnis kann man heranziehen, um zwischen wahren und Pseudopropheten zu unterscheiden? Welches Ritual macht bestimmte Gegenstände ritualfähig? All diese Fragen kommen erst auf, wenn es ein Übermaß an Medien (Texte, Prophetien, Kulte) gibt.



muss sich laufend befragen, ob er nicht aus äußerlichen Gründen glaubt. Die Erwartungen auf religiösen Wissenszuwachs oder Wirksamkeit steigt an bei gleichzeitiger Zunahme der Erwartung des Nichteintretens. Der Weg ist schmal, aber der Lohn groß. Religiöse Medien (Zeichen und Praktiken) werden so zu uneinlösbaren Schecks, nicht weil sie wertlos wären, sondern weil das Gut, das sie bezeichnen, unverkäuflich ist. Mit Berufung auf das Absolute lässt sich diese Tendenz aufhalten, wenn angenommen wird, wenigstens an einem Punkt in der Immanenz, – sei es in der Vergangenheit, in der Tiefe der Seele, durch eine stellvertretende Person –, zwischen Transzendenz und Immanenz unterschieden werden kann. Unter Vertrauen auf diesen ‚Goldstandard‘ kann davon abgeleitete Währung kursieren.

Weiterhin wird mit der Kontingenzformel das Problem des ersten Unterscheiders aufgegriffen. Egal, wie weit eine Unterscheidung „[“ nach links oder rechts ausfranst („...[[[[[...“), sie ist von einem *pervasive space* umgeben, der selbst keine Unterscheidung enthält: „np{...[[[[[...}“. Die Kontingenzabsorptionsformel symbolisiert diesen Horizont. Mit Blick auf ihn erscheinen die beiden Codeseiten ‚Himmel‘ und ‚Erde‘ kontingent. Beide resultieren aus der Entscheidung eines Erstunterscheiders. In theologischer Sprache: Beide sind Kreaturen des Schöpfers.<sup>102</sup> Der Himmel, jetzt die linke Codeseite, verliert damit den Schein des Absoluten, den er im direkten Gegenüber zur Erde besitzt. Er ist jetzt nurmehr Steigerung, Komparativ, aber nicht der Superlativ. Der Himmel, der in den meisten Kosmologien als Plural ‚die Himmel‘ vorgestellt wird, verliert seine Endgültigkeit und wird zu Durchgangsstationen der Erlösung (Buddhismus) oder zum Vorraum des Göttlichen (Christentum). Die klassische Metaphysik hat hierfür eine eigene Begrifflichkeit entwickelt: Sie unterscheidet die Endlosigkeit des Himmels bzw. der Engel (*aevum*) von der Ewigkeit Gottes (*aeternitas*). Diese ist von jener genauso weit entfernt wie von der irdischen Zeit (*tempus*).

<sup>102</sup> Mit dieser Festlegung beginnen sowohl die Bibel „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde“ als auch das nicäno-konstantinopolitanische Credo: „Ich glaube an [...] den Schöpfer des Himmels und der Erde“.

*aevum* | *tempus*  
*aeternitas*

Die Kette der Unterscheidungen wird also unterbrochen durch die Annahme einer Erst-*Entscheidung*. Am Ende wird wieder explizit, was den Anfang aller Differenzierung gemacht hatte: Draw a distinction! Dieser Satz war eine Instruktion, die zu einem Akt auffordert. Während Distinktionen ihre Gegenstände immer genauer fassen, indem sie die Aufmerksamkeit auf Dieses und Nichts-anderes richten, sind Instruktionen ihrem Gegenstand vorgängig. Bevor das Auge die Dinge erblickt, muss sich der Sehende entschließen, die Augen zu öffnen. Die Kontingenzformel symbolisiert diesen Willen zur Wirklichkeit. Die Umstellung von Unterscheidung auf Entscheidung (oder von Information auf Operation) ist selbst eine Entscheidung, die Endlosigkeit des Unterscheidens durch Endgültigkeit zu beenden. Das stabilisiert religiöse Kommunikation, denn sie kann – unter Verweis auf den Erstentscheider und unter Verweigerung weiterer Gründe – sagen: Ich tue, was ich tue, weil ich es tue. Freilich kann solch ein Dezisionismus zum Fanatismus geraten.

Diese Kontingenzsteigerung wird noch verstärkt, wenn die Erschaffung durch einen Gott als Akt absoluter Freiheit vorgestellt wird. Dann wäre die Schöpfung eine Laune, ohne Absicht.<sup>103</sup> Gott hätte nicht nur keine oder eine andere Welt, sondern auch eine irre oder böse Welt erschaffen können.<sup>104</sup> Totale Kontingenz würde zwar der Erstunterscheidung größtmögliche Freiheit unterstellen, würde aber dazu führen, dass

<sup>103</sup> In gnostischen Kosmogonien entsteht die Welt aus einem Unfall oder als Nebenfolge anderer himmlischer Ereignisse. Die Vorgeschichte ist die Neugier der Sophia und/oder die Unachtsamkeit des Demiurgen.

<sup>104</sup> Die dogmatische Tradition unterschied die Freiheit, eine andere Welt zu erschaffen (*libertas specificationis*) von der, ob Gott auch nicht erschaffen hätte können (*libertas contradictionis*). Auch diese Freiheit wurde Gott vom Ersten Vatikanischen Konzil zugestanden. Vgl. Denzinger, Heinrich/Hünemann, Peter (Hg.): Kompendium der Glaubensbekenntnisse und kirchlichen Lehrentscheidungen, Herder: Freiburg im Breisgau (43. Auflage) 2010, Nr. 3025. Allein die *libertas contrarietatis* – die Freiheit, eine inkonsistente, böse Welt zu erschaffen – kann Gott nicht zukommen, weil dies seinem Intellekt und seiner Güte widerspräche.

Himmel und Erde als irrationale Welten gedacht werden könnten. Die Immanenz wäre nicht mehr programmierbar und religiöse Kommunikation würde ihren Sinn verlieren. Daher muss Gott vor Willkür geschützt werden, darf die Kontingenzabsorptionsformel selbst nicht kontingent gedacht werden. Das führt uns zum letzten Schritt.

### 9. Letztunterscheidung – die Zweite Person

Der Erstbeobachter kann weder vom Immanenten noch vom Transzendenten aus beobachtet werden. Beide sind mit Kontingenz behaftet, was zunächst bedeutet, dass Engel und Menschen fehleranfällig sind. Daher wird die Geschichte vom Fall nicht nur vom Irdischen erzählt (Sündenfall als Beginn der diesseitigen Welt), sondern auch sondern auch vom Überirdischen (Engelfall).<sup>105</sup> Selbst den höchsten transzendenten Wesen, die Gott direkt erblicken, wohnt die Möglichkeit inne, ihn nicht anzuerkennen. Das bedeutet zudem, dass der Erstbeobachter nie adäquat erkannt werden kann. Hierfür müsste eine Unterscheidung verwendet werden, die Gott bezeichnet und ihn zugleich von etwas Nichtbezeichnetem unterscheidet. Das Absolute würde so zu einer Möglichkeit neben etwas Andersmöglichem (z.B. dem Nichts oder einem Gegengott). Diese Perspektive auf Gott hat Luhmann treffend mit dem Teufel in Verbindung gebracht.<sup>106</sup> Nicht von ungefähr wurde in der Scholastik der Grund des Engelfalls in diesem Motiv vermutet: Satan habe Gott kritisiert, dass sein Plan, Mensch zu werden, falsch sei, da ein Engel das Erlösungswerk besser machen könnte.<sup>107</sup> Die Unterscheidung

<sup>105</sup> Der sog. Engelfall kommt explizit in den biblischen Texten nicht vor, er wird aus Gen 3,14 (Eva-Schlange-Mythos); 6,1-4 (Göttersöhne-Mythos); Jes 14,12-15 (Hejlel-Mythos); Ez 28,1-19 (Spottlied auf den König von Tyros), und bei Christen zusätzlich durch Apk 12,1-13 (Michael-Drache-Mythos) kombiniert und im Henochbuch (darin 1Hen 6-11), in „Das Leben Adams und Evas“ und im Qur'an entfaltet (darin 2,34; 7,11; 15,29; 17,61; 18,50). Stets geht es um die Frage, warum himmlische Wesen sich von Gott abgewandt haben.

<sup>106</sup> Vgl. Luhmann, Niklas: Sthenographie und Euryalistik, in: Gumbrecht, Hans Ulrich/Pfeiffer, K. Ludwig (Hg.): Paradoxien, Dissonanzen und Sinnzusammenbrüche, Suhrkamp: Frankfurt am Main 1991, 58-82; Hafner, Johann Ev.: Die Schlange als Verführer. Religionsgeschichtliche Hintergründe und kommunikationstheoretische Deutung von Gen 3,1-4, in: ders./Diemling, Patrick (Hg.): Die Kommunikation Satans. Einflüsterungen, Briefe, Gespräche des Bösen, Lembeck: Frankfurt 2010.

<sup>107</sup> Vgl. Suarez, Francisco: De Angelis (1620), Paris 1856, 880-891 (lib. VII, cap. 13).

durch Satan macht Gott zur schlechteren Alternative. Gott zu beobachten wird von der Theologie (die genau das macht!) ‚verteufelt‘. Man darf demnach nicht in Gott hineinfragen, was er vor der Schöpfung getan hat oder warum er nicht anders entschieden hat. Immanente Beobachtung Gottes wird zur Sackgasse erklärt.

Wenn die Kontingenzformel aber nicht kritisiert werden kann, wie lässt sie sich dann vor dem Willkürverdacht schützen (s.o. 8)? Es bleibt als einziger Weg, eine Selbstbeschränkung des Absoluten anzunehmen. Das führt freilich zu einem weiteren Paradox, denn das Unbestimmbare, vor aller Unterscheidung Liegende und alle Unterscheidungen in Gang Setzende, ist selbst unterschiedslos. So muss simultan die Einheit und die Differenz im Absoluten behauptet werden. Im christlichen Schöpfungsmythos entspricht dem die Spekulation, dass Gott seinen Logos-Sohn vor Augen hatte, als er erschuf. Die frühesten christologischen Sätze stehen daher in engem Zusammenhang mit kosmologischen Aussagen: Die Welt ist auf eine zweite göttliche Person hin erschaffen.<sup>108</sup> Zugleich wird in diesen Sätzen betont, dass die zweite Person sowohl über die immanenten als auch über die transzendenten Wesen (Engel, Mächte) gesetzt ist.<sup>109</sup> Von christlichen Theologen wurde der pluralische Gottesname des Schöpfers ‚*elohim* und den *pluralis majestatis* ‚Lasst uns den Menschen machen‘ als Hinweis auf seine innere Differenzierung gedeutet. Die zweite Person sorgt dafür, dass das Absolute sich an etwas hält, z.B. an seine Liebe zum Sohn (die Welt ist gut, weil *ex amore* geschaffen), an seine eigene Vernunft (die Welt ist rational, weil durch den Logos geschaffen). Es wird damit verlässlicher für Kommunikation.

<sup>108</sup> „Denn durch ihn ist alles geschaffen, was im Himmel und auf Erden ist, das Sichtbare und das Unsichtbare, es seien Throne oder Herrschaften oder Fürstentümer oder Obrigkeiten; es ist alles durch ihn und zu ihm geschaffen.“ Kol 1,16; vgl. auch 1Kor 8,6; Eph 1,10; Joh 1,10.

<sup>109</sup> Zur vollen Ausbildung und Durchsetzung eines Konzepts der zweiten Person bedurfte es einiger Jahrhunderte. Bis dahin wurde Christus u.a. als hoher Engel gedacht, weswegen es notwendig erschien, seine Überordnung zu betonen, vgl. Hebr 1. Für Engelchristologien vgl. Hirt des Hermas: Sim VIII 3,3; Himmelfahrt Jesajas AscJes 6-11; Justin: Dialogus 56 (alle 2. Jh.).

Zugleich ermöglicht die Einführung einer zweiten Person, zwischen einer kommunikativen und einer nichtkommunikativen Seite des Absoluten unterscheiden zu können. Unschärf formuliert: in ein transzendentes und ein immanenzfähiges Absolutes. In Hochtheologien geschieht dies, wenn das Absolute so hohe Abstraktionsgrade annimmt, dass fraglich wird, was von ihm aussagbar ist: Bedarf es einer eigenen Sprache? Muss sich das Höchste selbst mitteilen?<sup>110</sup> Ist die Tatsache, dass man über es nachdenkt, nicht bereits ein Beweis, dass es sich ins Denken gegeben hat? Einige reflexive Religionen unterscheiden das Höchste daher in eine unkommunikative und eine kommunikative Seite: *nirguna brahman/saguna brahman* (eigenschaftsloses Eines und vorstellbar Eines), *deus absconditus/deus revelatus* (verborgener und geoffenbarter Gott),

<sup>110</sup> Die gründlichste Darlegung des Transzendenzbegriffs stammt von Ingolf Dalferth, der in seinem Aufsatz „The Idea of Transcendence“ ebenfalls Luhmanns Differenztheorie verwendet. Vgl. Dalferth, Ingolf: *The Idea of Transcendence*, in: Bellah, Robert N./Joas, Hans (Hg.): *The Axial Age and Its Consequences*, Cambridge: Harvard University Press 2012, 146-188. Dalferth unterlegt allen Formen des Transzendierens das gemeinsame Problem: Die Unterscheidung des Transzendenten/Unbedingten findet stets im Immanenten/Bedingten statt. Daher müsse man zwischen einer absoluten Transzendenz ‚T‘, die von der Immanenz ‚I‘ verschieden ist, und einer relativen Transzendenz ‚t‘, die einen *unmarked space* innerhalb der Immanenz bezeichnet, unterscheiden. Die relative Transzendenz unterscheide innerhalb desselben Genus (alt/neu, Mensch/Übermensch) und bewege sich zwischen einer immanenten Immanenz und einer transzendierenden Immanenz. Vgl. ebd., 158. Die absolute Transzendenz hingegen sei – mit Kant gesprochen – eine definitive Schranke, keine überschreitbare Grenze. Hieraus ergeben sich bei Dalferth drei Perspektiven: erstens immanentes Transzendieren (von I zu t) als Überschreiten der eigenen Tradition, aber innerhalb desselben Horizontes; zweitens transzendentes Transzendieren (von T zu t) als Selbstdifferenzierung des Transzendenten, so dass es im Immanenten als Transzendentes unterscheidbar bleibt. Vgl. ebd., 163. Gott ist als Schöpfer erkennbar, aber nicht als Analogieschluss vom Geschöpflichen aus, sondern nur indem er sich selbst als Schöpfer offenbart. Dies führe zur dritten Bewegung, dem Setzen einer Differenz von beiden Seiten aus: Einerseits transzendiert sich das absolut Transzendente selbst und wird immanent, indem sich Gott als das Innerste des Menschen offenbart; andererseits transzendiert sich das Immanente, indem der Mensch sich selbst unterbricht und die Unvollständigkeit der Welt akzeptiert. Vgl. ebd., 168. Dalferths Entwurf vollzieht die Logik der dialektischen Theologie, wonach der Mensch sich nur insofern transzendieren kann, als er die Selbstbezüglichkeit seiner Welt erkennt. Dies vermag er nur, wenn ihn Gott eine neue Perspektive eröffnet, indem er sich ihm offenbart, d.h. als der Unzugängliche nahekommt. Dalferth vollzieht unmerklich einen Wechsel von der Religionstheorie zur Theologie (nur in Fußnote 57 erwähnt), wenn er den Begriff „absolute Transzendenz“ mit „der absolut Transzendente“ ersetzt. Aus der Theorie selbst ergibt sich aber nicht, warum der Begriff (von etwas Unterschiedenem) nun als handelndes Subjekt (eines Unterscheiders) auftritt.

Allah/„wohlverwahrte Schrift“ (Qur‘an 56,77, Gottes Wort, bevor es diktiert wurde), *theos/demiurgos* (der Gott und der Weltmacher).<sup>111</sup> Das lässt sich nur durch paradoxe Formeln ausdrücken, wie Einheit der göttlichen Personen im Wesen (*ousia*) bei gleichzeitiger Verschiedenheit der Substanzen (*hypostaseis*)<sup>112</sup> oder: Ungetrenntheit der Naturen (*physis*) bei gleichzeitiger Unvermischtheit.<sup>113</sup> Die Einheit des dritten Wertes wird also aufgelöst, ohne dies als Vielheit verstehen zu wollen.

Transzendenz | Immanenz <sup>114</sup>  
iA  $\Leftrightarrow$  kA

Das führt zu der Frage, ob *mit* dem kommunikativen Absoluten kommuniziert werden kann, oder nur *über* es. Hier trennen sich Religion und Metaphysik. Das Christentum und mit ihm alle Religionsformen, die den Begriff einer Offenbarung teilen, behaupten die klar unterscheidbare und nicht nur asymptotisch näherbare Gegenwart des Absoluten im Kontingenten: das Hören der Tora, die Begegnung mit dem Gottessohn, das Rezitieren des Koran, die Realisation der Buddha-Natur. Erst jetzt kann man in vollem Sinne von einem *re-entry* der Form in die Form sprechen.<sup>115</sup>

<sup>111</sup> Auch die Ontologie der klassischen Metaphysik gipfelt nicht in *einem* höchsten Seinsbegriff, sondern nennt mehrere einander umschließende „Transzendentalien“ (*ens, res, unum, verum, bonum*; da-, so-, eins-, wahr-, gut-seiend), die auslegen, wie der reine Seinsakt, Gott, ist. Vgl. Thomas: *De veritate* 1,1; *De ente et essentia*.

<sup>112</sup> So die dogmatische Formulierung des Verhältnisses der göttlichen Personen.

<sup>113</sup> Zur historischen und systematischen Interpretation der Zwei-Naturen-Formel vgl. Grillmeier, Alois: *Jesus der Christus im Glauben der Kirche*, Bd. 1: *Von der Apostolischen Zeit bis zum Konzil von Chalcedon (451)*, Herder: Freiburg/Basel/Wien (2. Auflage) 1979, 753-764.

<sup>114</sup> ‚iA‘ steht für ‚inkommunikatives Absolutes‘, ‚kA‘ für ‚kommunikatives Absolutes‘. Einfacher lässt es sich im Formenkalkül darstellen: „ $n_p \overline{n_p}$ “ oder „ $\{ \dots \dots \}$ “. Der *pervasive state* wird in eine unbezeichnete und eine bezeichnete Seite unterschieden.

<sup>115</sup> Die Kommunikation des Absoluten kann sowohl im Immanenten („Transzendenz |  $\perp$ “) als auch im Transzendenten („ $\perp$  | Immanenz“) stattfinden. In der christlichen Erzählung entspricht dem ersten Fall die Menschwerdung des Gottessohnes, dem zweiten Fall sein Hinabstieg *ad inferos* sowie seine Inthronisation über die Engel. Der früheste christliche Hymnus Phil 2,6-11 besingt *beides*.

Transzendenz |  $iA \leftrightarrow kA$

Das Absolute wird in paradoxer Weise kommuniziert: einerseits tritt es in immanenter Form als Gesetz, Mensch, Buch auf, andererseits soll es alles Erlösungsrelevante in sich enthalten. Einerseits ist es der Immanenz unterworfen (wie in radikaler Weise der leidende Messias Jesus), andererseits ist es den Gesetzen der Immanenz enthoben (wie der raumzeitunabhängige Auferstandene) und gerade in dieser Doppeltheit direkter Ausdruck des Absoluten (als Logos des Vaters). Die Offenbarung bildet nicht nur eine Spiegelung der jeweils anderen Seite, mit der Ausgeschlossenes wieder eingeschlossen wird, bzw. Nichtbezeichnetes bezeichnet wird. Das wäre *crossing* vom Unbestimmbaren zum Bestimmbaren und zurück: Transzendenz  $\leftrightarrow$  Immanenz. Vielmehr versprechen sich Religionen vom Kontakt mit dem Absoluten, dass die gesamte Existenz und ihre Weltwahrnehmung verwandelt werden. Das Absolute bewirkt nicht nur eine andere Sicht auf die Welt, ist nicht eine weitere (immanente) Unterscheidung, sondern lässt die Welt neu erstehen. Das schließt die eigene religiöse Tradition ein, weswegen die Offenbarung meist mit Religionskritik verbunden ist.

Solche Versprechungen sind frustrationsanfällig oder meist nur über mittelbare Kommunikation erreichbar (Erinnern, Kommentieren, Versprechen, Rezitieren). Deswegen bedarf es neben dem Direktkontakt mit dem Absoluten auch eines Normalmodus, in dem man mit ihm kommunizieren kann.

### 10. Normalmodus – Gebet

Auch wenn die Möglichkeit eingeräumt wird, dass das Absolute sich mitteilt, wie kann sichergestellt werden kann, dass die Glaubenden ihrerseits ihren Gott erreichen? Religion benötigt eine Art Alltagsversicherung. Sie heißt in der Theorie funktionaler Systeme ‚symbiotischer Mechanismus‘, der je nach Gegenstandsbereich andere Formen annimmt: die polizeiliche Brachialgewalt bei der Durchsetzung von Recht, der Goldstandard bei der Aufrechterhaltung von Wirtschaftsvertrauen,

das augenscheinlich beobachtbare Experiment in der Wissenschaft. Im Religionssystem entspricht dem das erbetene Wunder bzw. das Gebet.

Um mit Absoluten sprechen zu können, müsste es ein Teil der Gesellschaft sein.<sup>116</sup> Kommunikation kann nach Luhmann die Gesellschaft nicht transzendieren, sondern geschieht gleichextensiv mit dem Sozialen; Gesellschaft ist das sich selbst generierende Netz aus sprachlichen oder textförmigen Kommunikationen, nicht eine Ansammlung von Menschen.<sup>117</sup> Also ist auch religiöses Sprechen (nicht nur Sprechen über Religion) ein sozial beobachtbarer Vorgang und muss den üblichen Gesetzen der Kommunikation zwischen *alter* und *ego* gehorchen. Man kann Gott in die Gesellschaft eingemeinden, wie Beispiele aus der Religionsgeschichte zeigen, wenn ein Gläubiger mit den Göttlichen spricht.<sup>118</sup> Die Theologien reflexer Religionen haben sich aber gegen eine zu starke Eingemeindung des Absoluten gewehrt und allzeit auskunftswillige Frage-Antwort-Götter als Götzen kritisiert. Gerade im Namen des wahren Gottes wurde die direkte Zugänglichkeit eingeschränkt.

<sup>116</sup> Luhmann, Niklas: Lässt unsere Gesellschaft Kommunikation mit Gott zu?, in: Ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 4, Westdeutscher Verlag: Opladen 1987, 227-235, 231f.

<sup>117</sup> Die Religion hält an einem einfachen, anthropomorphen Modell fest, wonach eine Person etwas einer anderen Person sagt (Sprecher – Botschaft – Hörer). Luhmann setzt dagegen sein „Drei-Selektionen-Modell“: Kommunikation gelingt dort, wo erstens ein Geräusch oder Muster einem Autor zugerechnet werden kann, wenn zweitens dies als inhaltlicher Beitrag aufgenommen und wenn drittens dies jemand anderem weitergesagt werden kann. Stets muss man selektieren, ob die Mitteilung eines Autors absichtlich oder unabsichtlich geschah, ob die Information richtig oder unrichtig ist, und ob das so Verstandene unwichtig oder wichtig genug erscheint, um es wieder zu kommunizieren. Erst wenn dies geschieht, kommt Kommunikation ins Laufen. Kommunikation im luhmannschen Sinne ist also kein Dialog von zwei oder mehreren Gleichgesinnten, sondern eher wie ein Aktenfluss zu denken, der nie mehr dort ankommt, von wo er ausgegangen ist.

<sup>118</sup> Sprache ist dabei nur ein Mittel neben anderen, es gibt auch deutbare Zeichen wie Orakel oder deutliche Offenbarungen wie Heilige Schriften. Erst wenn eine Naturkonstellation (Sterne, Vogelflug) oder eine Buchstabenkonstellation (Runen, Texte) so erklärt werden, dass man die Erklärung bestätigen oder bestreiten kann, tritt sie in die Kommunikation ein. Bis dahin ist sie, was sie ist, ein wildes Muster wie die Flecken auf einem Tigerfell. Vgl. Borges, Jorge L.: Die Inschrift Gottes, in: ders.: Labyrinth, Insel: München 1962, 87-88.

Wie bleibt das Göttliche dann noch adressierbar?<sup>119</sup> Worauf soll ein Beter seine Aufmerksamkeit richten? Weil das Absolute die Einheit der Differenz von Unbestimmbarem und Bestimmbarem ist, liegt die angemessene Art und Weise, es zu kommunizieren, in der Nicht-Kommunikation, im Schweigen. Kommunizieren ist nur dann verständlich, wenn es als Selektion von anderem geschieht, und ist nur dann mitteilbar, wenn es wieder Anschlussmöglichkeiten bietet. Daher ist Kommunizieren immer auf Differenz und Mehrmöglichkeiten aus. Schweigen – insofern es nicht als Gegenteil von Reden, sondern als Vorfeld von Reden und Nicht-Reden verstanden wird – bringt den Beter zurück in den Zustand, vor dem das Spiel aus Zustimmung und Widerspruch beginnt. Schweigen ist der Raum, wo es keine Zeichen für/von etwas gibt, sondern jedes das bedeutet, was es ist. Hier gilt gerade nicht, womit alle anderen Systeme beginnen „Draw a distinction!“, hier gilt „Verwische jede Unterscheidung!“<sup>120</sup> Anders als das personale Gebet zu einem Gott entfaltet das Schweigen vor einem Gott (besser Urgrund) gerade kein Paradox. Es lässt Paradoxa gar nicht aufkommen. Sie entstehen erst, wenn religiös Schweigende versuchen, ihre Erlebnisse anderen mitzuteilen.<sup>121</sup> Das bedeutet aber auch: Konsequente Mystik tut sich schwer, Traditionen aufzubauen.

Daneben haben sich Weisen des religiösen Sprechens erhalten, die weitestgehend, aber nicht ganz auf Formen verzichten. Durch die meditative Wiederholung des Namens Gottes oder eines seiner Attribute richten Gläubige ihre Aufmerksamkeit auf ihn, ohne dabei etwas von ihm Differentes auszuschließen. In der christlichen Mythologie treffen sich die transzendente und immanente Welt gerade in diesem Vorgang: Die

<sup>119</sup> Weil man den Unterschied von Transzendtem und Immanentem nicht anbeten kann, muss er als Einheit, als Adresse, als Person gedacht und verehrt werden. Religion verkleistert eine Anfangsdifferenz durch eine Anfangseinheit. Vgl. Luhmann: Die Religion der Gesellschaft, 88-91; Fuchs, Peter: Der Sinn der Beobachtung. Begriffliche Untersuchungen, Velbrück: Weilerswist 2004, 130-132.

<sup>120</sup> Vgl. Luhmann, Reden und Schweigen, in: Luhmann/Fuchs: Reden und Schweigen, 7-20, 9.

<sup>121</sup> Peter Fuchs beschreibt die Entstehung der Schweigeorden als „Versuch, die auto-poietische Reproduktion der Gesellschaft an der Wurzel zu kappen.“ Fuchs, Peter: Die Weltflucht der Mönche, in: Luhmann/Fuchs: Reden und Schweigen, 21-45, 37. Reden sei deshalb zu fliehen, weil es nach der Auffassung Basiliius', Augustinus', Benedikts u.a. in die Welt verstricke, was im Umkehrschluss heißt: Schweigen führt zu Gott.

irdische Liturgie wird als paralleler Gottesdienst zum angelischen, endlosen Kult vorgestellt. Die Preisgebete bestehen aus potentiell endlosen Ketten von Vorzügen, die im Vollsinn nur dem Absoluten zukommen. Sie loben dauerhaft, dass es das Absolute gibt, und setzen sich ab von Gebeten, die um etwas Bestimmtes bitten oder für etwas danken. Letztlich tragen Eulogien die Struktur der Tautologie: ‚Der Heilige ist heilig‘. Das Lob der himmlischen Liturgie (vgl. Jes 6; Apk 4) besteht aus der Wiederholung der Gottesprädikation ‚heilig‘. Die Szene will gerade das Vorsprachliche herausstellen: Die Seraphen (von *saraph* Züngeln, Schlängeln) sprechen nicht, sie stoßen kosmische Schreie aus, wobei der Lautwert von ‚*qadosch*/heilig‘ dem Zischen dieser Schlangwesen entspricht. Eulogien sind der Versuch, das Absolute zu bezeichnen, ohne es zu unterscheiden. Obwohl es der Formlogik widerspricht, müsste man sie ohne Trennstrich darstellen:

„ \_\_\_\_\_ → \_\_\_\_\_ → \_\_\_\_\_ → ...“

Damit sind wir wieder beim Ausgangszustand angekommen.

### V. Zusammenfassung – Das Christentum als Variante

Der formlogische Durchgang durch zentrale Motive des Christentums hat gezeigt, dass sie sich als konsistente Entfaltung einer Anfangsunterscheidung darstellen lassen. Jedes einzelne dieser Motive könnte in einer historischen Analyse auf kontingente Faktoren (Einflussnahmen von Kaisern, Frömmigkeitsbedürfnisse von Menschen, Vorhandensein von Ressourcen) zurückgeführt werden. In der Gesamtsicht bilden die Motive aber eine stabile Struktur, die sich durchgesetzt hat, weil andere Varianten instabiler waren. Sie ist die Codierung des Christentums:

- Den Anfang (IV.1) bildet das Vorhandensein einer Überfülle von ungeordneten Anschlussmöglichkeiten (Sinn), dem die mythologische Vorstellung einer Urflut oder dem Namenlosen entspricht.

- Das Problem der Unbestimmbarkeit führt zur Erstunterscheidung in eine bestimmbare und unbestimmbare Welt (IV.2), was in religiöser Sprache als Diesseits und Jenseits wiedergegeben wird.
- Dies erzeugt Kontingenz auf beiden Seiten und das Problem, dass die Unterscheidung insgesamt kontingent erscheint (IV.3). Daher werden die Welten zueinander nicht additiv oder kontradiktorisch, sondern konträr gedacht.
- Ist die Unterscheidung einmal gesetzt, können sie auf beiden Seiten wiederholt werden, was zu religiösen Kosmologien von mehreren Himmeln und mehreren Erdenzonen führt (IV.4).
- Hieraus ergibt sich das Problem der Inflation, dem durch die Programmierung einer Seite, der unbestimmbaren Seite, begegnet wird: Rituale und Verbote grenzen das Jenseitige in einem exzeptionellen Bereich gegenüber dem Normalen ein (IV.5).
- Sie laufen Gefahr, durch Routinisierung und Instrumentalisierung abzustumpfen. Daher kommt es bei reflexen Religionen zum Wechsel der Codeseiten (IV.6), so dass nur die Immanenz-Seite programmiert wird.
- Das schützt zwar die Transzendenz vor direkten Zugriffen, führt aber dazu, dass sie nur noch vermittelt abbildbar oder andeutbar ist. Auf der Suche nach Übergängen werden im nächsten Schritt Entsprechungen gesucht und bestimmt (IV.7): hohe Immanenzen (Seelen) und niedrige Transendenzen (Engel) sowie die Möglichkeit, die Seiten zu wechseln (Erlösung, Erwachen).
- Dies zieht das Problem nach sich, dass die Anfangsunterscheidung nivelliert wird. Dagegen hilft die Einführung eines dritten Werts zur Kontingenzabsorption: des Absoluten. Die Vorstellung eines Gottes jenseits von Transzendenz und Immanenz ermöglicht, die Erstunterscheidung als Erstentscheidung zu denken (IV.8).
- Allerdings läuft diese Vorstellung Gefahr, unerreichbar zu werden. So ergibt sich die Abspaltung einer immanenzfähigen zweiten ‚Person‘ (Offenbarung: Tora, Logos, Buddha, wohlverwahrte Tafel), ohne deren *re-entry* man vom Absoluten keine Kenntnis hätte (IV.9).
- Damit ist nicht das Problem der Antwortmöglichkeit gelöst. Hierfür bedarf es des Normalmodus, der *auch* im Alltag gilt und die Gewissheit gibt, dass das Absolute anwesend ist: Gebet (IV.10). Weil es auf die Verwendung von Formen (Worte, Gesten, Opfertgaben), d.h. Unterscheidungen angewiesen ist, tendiert es zu vorsprachlichen Praktiken wie Schweigen oder Tautologien.
- Die Endstufe ähnelt formlogisch der Anfangsstufe. Was logisch zuletzt entwickelt wurde, kann chronologisch auch am Anfang stehen, wenn Gebete und Opfer sich auf einen unbestimmten Sinnhorizont richten (IV.1).

In der Darstellung wurde versucht, strukturelle Ähnlichkeiten in anderen Religionen beizulegen. Diese treffen nur auf einem hohen Generalisierungsgrad und unter Absehung der historischen Besonderheiten zu. Aber sie zeigen, dass Formen in unterschiedlichen Religionen von ähnlichen Problemen zur Weiterentwicklung getrieben werden. Damit wird die Codierung des Christentums als eine Lösungsvariante unter anderen sichtbar. Es verliert damit an Besonderheit. Aber es gewinnt damit an Gesprächsmöglichkeiten.